

# REGNUM

Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung

Aus dem Inhalt:

Bischof H. Tenhumberg  
Die Zeichen der Zeit erkennen

Pater J. Kentenich  
Maria unsere Mutter

Heribert King  
Marienfrömmigkeit in der Kirche  
von heute

E. Fuchs  
Muster und Mutter der Kirche

L. Govaert  
Mariologie Kardinal Newmans

Johannes Paul II. — „Gewalttäter Gottes“

## Inhalt:

Bischof Heinrich Tenhumberg <b>Die Zeichen der Zeit erkennen</b>	<b>97</b>
Pater Joseph Kentenich <b>Maria unsere Mutter</b>	<b>99</b>
Heribert King <b>Marienfrömmigkeit in der Kirche von heute</b>	<b>106</b>
Ernst Fuchs <b>Muster und Mutter der Kirche in Glauben, Hoffnung und Liebe</b>	<b>117</b>
Lutgart Govaert <b>Die Mariologie Kardinal Newmans</b>	<b>130</b>
<b>Blick in die Zeit</b>	<b>138</b>
<b>Buchbesprechungen</b>	<b>141</b>

REGNUM · Internationale Vierteljahresschrift der Schönstattbewegung  
ISSN 0341-3322

Schriftleitung: Dr. Engelbert Monnerjahn  
Anschrift der Schriftleitung: 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Verlag: Patris Verlag, 5414 Vallendar-Schönstatt, Postfach 120

Herstellung: Neuwieder Verlagsgesellschaft, Neuwied

Bestellungen und geschäftliche Mitteilungen sind an den Verlag, Manuskripte und Anregungen an die Schriftleitung zu richten. Unverlangt zur Besprechung eingesandte Bücher werden u. U. nur kurz angezeigt.

Erscheint vierteljährlich. Preis des Abonnements DM 19,— einschl. Porto, Ausland 18,15 zzgl. 2,— DM Porto. Preis des Einzelheftes DM 5,—.

## Die Zeichen der Zeit erkennen

Stellungnahme auf dem II. Vatikanischen Konzil am 26. Oktober 1964  
Von † Bischof Heinrich Tenhumberg

*In der Vorrede zu unserem Schema („Die Kirche in der Welt von heute“) geht es um die Kirche, die die Zeichen der Zeit erforscht, in Kapitel II, Nummer 11 aber um den besonderen Auftrag der Apostel und ihrer Nachfolger. Beide Paragraphen stehen in Beziehung zueinander. Gehört es doch zur Hirtenaufgabe der Bischöfe, über die Aufspürung der Zeichen der Zeit und über das sogenannte Agiornamento und die Tätigkeit der Kirche zu jeder Zeit zu wachen und zu urteilen.*

*Deshalb müssen wir in dieser Konzilsaula im Angesicht der gesamten Kirche und Welt fragen, wie und warum die Kirche im Ablauf der Zeit, besonders in den letzten Jahrhunderten, die Zeichen der Zeit entweder gar nicht oder zu spät erkannt hat. Deshalb hat sie großen Schaden erlitten und selbst Schaden für ihre eigentliche Aufgabe in der Welt verursacht. Diese Frage ist von großer Bedeutung für alle Autorität in der Kirche.*

*Sicher würde Euch, ehrwürdige Väter, eine geschichtliche Betrachtung bei dieser Gelegenheit langweilen. Wir wollen deshalb nur fragen, wie es möglich war, daß mehrere Ordensgründer, sehr viele andere Heilige und auch Gläubige beiderlei Geschlechts, Laien und Priester, die die Zeichen der Zeit schon zeitig erkannt hatten, nicht nur anfangs, sondern lange Zeit hindurch und oft von der kirchlichen Autorität zurückgewiesen, angeklagt, verurteilt wurden. Sie wurden zu spät oder zu langsam anerkannt, zu selten zu einer freien Tätigkeit in der Kirche ermuntert; vielfach erfuhren diese Ermunterung erst ihre Schüler nach deren Tod. Für viele sollen hier die Namen Ignatius von Loyola und die Gesellschaft Jesu, Vinzenz von Paul, Franz von Sales, Johannes de la Salle und Mary Ward stehen.*

*Wenn auch die historischen Fragen von Historikern beantwortet werden müssen, so sei es uns erlaubt zu erforschen, was zu tun ist, damit in Zukunft solche Schäden von der Kirche abgewandt werden. Nach meiner bescheidenen Meinung gelten für die Bestimmung und richtige Deutung der Zeichen der Zeit in der Kirche unbedingt diese Voraussetzungen:*

*1. Eine erneuerte Theologie des Hl. Geistes und seines Lebens und Wirkens in der Kirche. Aus einem neuen und vitalen Bewußtsein von Gegenwart und Bei-*

stand des Hl. Geistes in der Kirche wird das Fundament der Gnade für die Erkenntnis der Zeichen der Zeit gewisser sein.

2. *Notwendig scheint zu sein eine Erneuerung der biblischen Theologie und der Vätertheologie, nicht nur unter ökumenischem Aspekt, sondern besonders zur Förderung rechter Handhabung der Autorität in der Kirche, die das Beispiel Christi, der Apostel und Väter befolgt, „den Geist nicht auszulöschen, sondern alles zu prüfen und das Gute festzuhalten“ (vgl. 1 Thess 5, 12 und 19–21).*

3. *Auf dieser Grundlage muß eine neue Hochachtung vor den Charismen und Gaben im Volke Gottes wachsen. Ein Zeichen für eine solche Wertschätzung ist jener Paragraph 12 im Schema „Die Kirche“, der die Charismen im christlichen Volke behandelt.*

4. *Damit sich die erneuerte Lehre von der Kirche aber bewahrheitet, muß alle Autorität in der Kirche um einen neuen Stil und neue Methoden für ihre Tätigkeit und Wachsamkeit, ihre Sorge und Entscheidung bemüht sein. Alle Ängstlichkeit muß aufgegeben werden. Denn Enge der Autorität ruft nur Sklavendienste der Gläubigen hervor, keineswegs aber und nie den Geist der Liebe und Großmut, der die Gefahren und Ärgernisse jeder Zeit überwindet.*

*Daher schlage ich vor, in unser Schema, vielleicht in Nummer 2 der Vorrede oder in Kapitel II, Nummer 11 eine Aussage über das Amt der Bischöfe und aller Autorität in der Kirche aufzunehmen: In Ehrfurcht vor dem Hl. Geist, der in der Kirche lebt, die Charismen und Gaben der Gläubigen anzuerkennen, zu pflegen und darauf zu achten, daß unter der Wirkung des Hl. Geistes die Kirche durch ihre prophetischen Gaben die Zeichen der Zeit zeitig und richtig erkenne, um dann den Willen Gottes ohne Zögern und rechtzeitig zu tun.*

# Maria unsere Mutter

Predigt am Feste Mariae Himmelfahrt 1911

Von Pater Joseph Kentenich

*Vorbemerkung: Die handschriftlich erhaltenen Predigten Pater Kentenichs aus seinen ersten Priesterjahren 1910–1912 wurden 1978 in der Januarnummer dieser Zeitschrift in einem ersten Überblick vorgestellt (a.a.O., S. 3–14). In der selben Nummer erschien unter dem Titel „Ich bin gekommen, Feuer auf die Erde zu bringen, und was will ich anders, als daß es brenne“ der zentrale Text einer Herz-Jesu-Predigt aus den gleichen Jahren, der allerdings auf einen Vortrag des zwanzigjährigen Joseph Kentenich im Noviziat zu Limburg an der Lahn im Jahre 1906 zurückgeht (vgl. a.a.O., S. 15–23). In der Julinummer 1979 (S. 130–136) veröffentlichten wir sodann die am 19. November 1911 in Cues an der Mosel gehaltene Predigt über die göttliche Vorsehung. Im vorliegenden Heft nun wird eine weitere Predigt Pater Kentenichs aus jener Zeit mitgeteilt, die er am Feste Mariae Himmelfahrt (15. August) 1911 in Hermeskeil im Hunsrück hielt über „Maria unsere Mutter“.*

*In der von Pater Kentenich selbst angelegten Predigtsammlung trägt sie die Nummer XVII. Ihr Text dürfte von einiger Bedeutung sein, stellt die Predigt doch eine der frühesten Quellen dar, die uns Aufschluß gibt über das wichtige Thema der Beziehungen Pater Kentenichs zur Gottesmutter. Bis jetzt scheint nur ein anderes, ähnlich umfangreiches Dokument zu dieser Thematik bekannt geworden zu sein, das älter ist als die Mariae-Himmelfahrts-Predigt von Hermeskeil, nämlich der Vortrag des Diakons Kentenich vom Feste Regina Apostolorum (8. Mai) 1910, den Pater Kastner seinerzeit in „Unter dem Schutze Mariens“ (1. Aufl. 1939, S. 45–56) zum Abdruck brachte. Beide Texte ergänzen sich im übrigen. Der Vortrag von 1910 versucht die Muttersendung und Mutterrolle Mariens gegenüber der Kirche anhand der Kirchengeschichte aufzuweisen; die Predigt von 1911 zeigt Maria als die Mutter, und zwar als die von ihrem sterbenden Sohn beauftragte Mutter eines jeden einzelnen Christen. Die Kernsätze dieser Predigt sind die im Anschluß an Joh 19, 26.27 dem Heiland in den Mund gelegten Worte: „Alle Menschen sollen von nun an statt meiner Deine Kinder sein . . . Alle Menschen sollen Dich von nun an als ihre Mutter lieben und ehren.“ „Mit dem Mutteramt“, so konstatiert Pater Kentenich unmittelbar danach, erhielt Maria auch „die Zartheit, Tiefe und Kraft der Mutterliebe und mütterlichen Gewalt“. Mit diesem Verständnis der Mutterschaft Mariens, daß also ihre Mutteraufgabe an ihrem gottmenschlichen Sohn sich kraft der Beauftragung durch den Heiland vom Kreuze herab, durch sein „Testament“, fortsetzt in ihrer Mutterschaft an der ganzen Kirche und an den einzelnen Christen, ist eine der wesentlichsten*

*Voraussetzungen für das Wirken Pater Kentenichs als Erzieher im Studienheim Schönstatt und für den Gründungsakt des Schönstattwerkes vom 18. Oktober 1914 gegeben, der als ein Liebesbündnis mit Maria in ihrer so gesehenen amtlichen Mutterrolle vollzogen wurde.*

*Die Predigt ist von Pater Kentenich in gut leserlicher Schrift auf vierzehn unlinierte Blätter vom Format 22 x 17,5 cm niedergeschrieben worden, und zwar so, daß jeweils die rechte Hälfte des Blattes frei blieb für Korrekturen und Ergänzungen. Einige kleinere Ergänzungen sind von ihm auch zwischen den Zeilen des Textes angebracht worden. Eine dieser Ergänzungen konnte nicht entziffert werden. Für das Verständnis der Predigt ist das jedoch ohne jeden Belang. Auffällig an der Schriftgestalt der Predigt ist, daß Pater Kentenich direkte Rede durchweg nicht in Anführungszeichen setzt. Ebenso läßt er Ausrufe- und Fragezeichen meistens weg. Der Grund dafür dürfte wohl die Schnelligkeit bei der Niederschrift gewesen sein. Aus dem gleichen Grunde fehlen im Text gelegentlich einzelne Wörter, die in Klammern hinzugefügt wurden.*

*Wie bei anderen Predigten hat Pater Kentenich den vorliegenden Text auch noch später verwendet. Nach fünf zum Teil eng beschriebenen Blättern, die der Predigt von Hermeskeil von ihm selbst vorgeheftet wurden, scheint das in diesem Falle nur einmal gewesen zu sein, und zwar bei Schülerexerzitien im Studienheim Schönstatt. Dabei benutzte er den Hauptteil der Predigt für den Schlußvortrag, gab ihm aber aus dem speziellen Anlaß eine neue Einleitung und einen neuen Schluß.*

*Der Predigt liegt das Einleitungsschema zugrunde, das die damals übliche Homiletik vorsah. Deshalb findet sich nach der einleitenden Exposition und Partitio diesem Schema entsprechend das kurze Gebet „Dignare me laudare te, Virgo sacrata“, und der zusammenfassende Schlußteil ist eigens mit „Peroratio“ überschrieben.*

Das heutige Fest, das Fest Mariae Himmelfahrt, erinnert uns an das Ende des irdischen Lebens und an den Beginn der himmlischen Herrlichkeit der allerseligsten Jungfrau Maria. Während ihres Erdenwandels erwies sie sich allezeit als eine treubesorgte Mutter der jungen Christenheit. Ob ihr Tod, ihre Himmelfahrt, dieses zarte Verhältnis gelöst hat? Nein, Maria ist und bleibt unsere Mutter.

Diese tröstliche Wahrheit wollen wir uns heute ins Gedächtnis zurückerufen, indem wir uns erinnern

1. an die Tatsache,
2. an die Bedeutung der Mutterschaft (Mariens) für uns.

Dignare me laudare te, Virgo sacrata. Würdige mich, Dich zu loben, o Jungfrau Maria.

## I.

Andächtige Zuhörer! Maria ist unsere Mutter.

Diese Behauptung dürfte dann klar erwiesen sein, wenn feststeht, daß sie im Testament des Heilandes enthalten ist. Somit habe ich nur den Nachweis zu liefern, daß Maria uns testamentarisch als Mutter vermacht worden ist. Sehen wir uns also den letzten Willen des Heilandes einmal näher an.

Zu diesem Zwecke müssen wir einen Augenblick den Kalvarienberg besteigen. Schon bewegt die Erde sich in ihren Angeln, schon beginnen die Geschehnisse von Jahrhunderten sich zu erfüllen, denn der Gottessohn kämpft den Todeskampf am Kreuze. Um ihn her eine wilde Rote höhnender Kriegsknechte, am Fuße des Kreuzes sein Lieblingsjünger Johannes und seine Mutter. Ihr Mutterherz durchwogt ein ganzes Meer von Schmerz und Pein<sup>1</sup>. Nur einen einzigen Sohn hat sie und dieser ist zugleich ihr Gott. Darum liebt sie ihn mit unsagbarer Liebe. Jetzt stirbt er den schmachlichsten Tod durch Henkershand. Plötzlich erhebt er seine Stimme und feierlich verkündet er vor tausenden von Zeugen sein Testament mit den wenigen Worten: Weib, sieh Deinen Sohn. Sohn, siehe Deine Mutter. So steht es in der authentischen Urkunde, in der Hl. Schrift, verzeichnet.

Aber, sagst Du mir, ist das alles? Die angeführten Worte hat der Heiland nur gesprochen, um seiner Mutter und Johannes noch einen letzten Beweis seiner Liebe zu geben. Er wollte eben beide noch vor seinem Tode versorgen. Weiter nichts.

Darauf antworte ich Dir: Wenn man über irgend eine wichtige Frage sicheren Aufschluß haben will, zieht man Fachmänner zu Rate, die die vorwürgige Sache gründlich verstehen. In unserem Fall handelt es sich aber gewiß um eine wichtige Frage, nämlich um die Bedeutung eines Testamentes. Darum müssen wir die Entscheidung den Fachgelehrten, den hl. Vätern, den Gottesgelehrten, den Schriftauslegern überlassen.

Diese aber sind sich klar darüber, daß der Heiland Johannes nicht nur als Lieblingsjünger, nicht nur als Sohn des Zebedäus, sondern als Vertreter der ganzen Menschheit angeredet hat. Tatsächlich war der Augenblick, in dem er sein Erlösungswerk für die ganze Menschheit vollenden wollte, viel zu wichtig, als daß er sich nur mit den beiden, wenn auch heiß geliebten Personen unter dem Kreuz beschäftigen sollte.

Unter dieser Voraussetzung erhält das Testament des sterbenden Gottmenschen eine ganz andere Bedeutung.

Weib, siehe da Deinen Sohn. Mein Werk ist bald vollbracht. Aber damit sind die Menschen noch nicht im Himmel. Zunächst müssen ihnen die Früchte meines Leidens, die Gnaden mitgeteilt werden. Dieses Amt übertrage ich Dir. Alle Menschen sollen von nun (an) statt meiner Deine Kinder sein.

Sohn, siehe da Deine Mutter. Alle Menschen sollen Dich von nun an als ihre Mutter lieben und verehren.

Welch ein Tausch für Maria. Den Heiligen soll sie hinopfern und dafür Sünder an Kindesstatt annehmen. Einen Gott soll sie dem Tode preisgeben und dafür sterbliche Menschen empfangen<sup>2</sup>.

Wird sie das Testament ihres Sohnes annehmen?

Schweigend, ein siebenfaches Schwert im Herzen nimmt sie hin, was ihr geboten wird, sie nimmt uns alle als Kinder an.

Und seit jenem Augenblick hat sich eine ganze Welt, ein ganzes Meer von Mütterlichkeit in ihr Herz niedergesenkt.

Sohn, siehe Deine Mutter. Das ist ein Wort voll schöpferischer Kraft. Das erste allmächtige Fiat = Es werde bewirkte, was es aussagte. Die ganze Welt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit ging aus dem Nichts hervor.

So schuf das zweite göttliche Wort: Sohn, siehe Deine Mutter uns die herrliche Wunderwelt einer himmlischen Mutter. Maria erhielt mit dem Mutteramt auch die Zartheit, Tiefe und Kraft der Mutterliebe und mütterlichen Gewalt.

## II.

Welche Bedeutung hat nun aber die Mutterschaft Mariens für uns, wie übt sie ihr Mutteramt aus?

Die Beantwortung dieser Frage führt uns zum zweiten Punkt.

Aufgabe einer jeden Mutter ist es, zu sorgen für das Werden, für das Wachstum, für die Vollendung ihrer Kinder. Diese dreifache Pflicht ist somit auch im Mutteramt Mariens eingeschlossen. Was die leibliche Mutter für das natürliche Leben, das ist Maria für unser übernatürliches Leben, für das Leben des Kindes Gottes in uns, für das Leben der Gnade, zu dem wir in der hl. Taufe wiedergeboren werden.

Ohne Mutter kein natürliches Leben, ohne Maria kein übernatürliches Gnadenleben. Ja, ich gehe noch weiter.

Die Sorge für das Gedeihen, für das Wachstum und die Vollendung des natürlichen Lebens wird nicht selten der Mutter entzogen. Eine solche Unabhängigkeit gibt es im übernatürlichen Leben nicht. In der gegenwärtigen Heilsordnung gibt Gott seine Gnaden nur durch unsere Mutter und keine Gnaden ohne sie. Ich sage nicht, daß Gott nicht anders handeln könnte, sondern nur, daß er nicht an-

deres handeln wollte und will. Ich sage nicht, daß die Fürbitte der anderen Heiligen überflüssig ist, sondern nur, daß sie ohne Vermittlung Mariens ihren Zweck nicht erreicht. In dieser Fassung enthält meine Behauptung durchaus keine Ungeheuerlichkeit.

Dafür habe ich als die besten Gewährsmänner wiederum die Fachleute unserer hl. Religion: die Gottesgelehrten und Heiligen.

Sie erkennen in Maria den nach den Absichten Gottes notwendigen Kanal, durch den die Gnadenquelle, Jesus Christus, zu uns kam. Folglich ziemt es sich wenigstens, sie auch zum notwendigen Kanal zu machen, durch den die Gnadenschätze unter uns zur Verrechnung kommen.

Was sich aber für Maria ziemte, das hat ihr göttlicher Sohn infolge seiner Allmacht und Kindesliebe ihr auch gegeben, dazu hat er sie gemacht. Ist doch die Würde der Mutterschaft Mariens eines von den drei Wunderwerken, welche nach dem großen Kirchenlehrer und Heiligen, Thomas (von Aquin) selbst die Allmacht Gottes nicht vollkommener machen konnte<sup>3</sup>.

Darum nennt der Engel sie voll der Gnade<sup>4</sup>. Darum ist sie das Meer, das der Sohn Gottes durch sein Blut gefüllt, das Sammelbecken, in das der hl. Geist die Ströme leitet, die aus Christi Wunden fließen. In ihr besitzen wir die Schatzmeisterin, ja die Schatzkammer Gottes, der göttlichen Gnaden selbst. Der Dichterstürst Dante preist sie als

Der Hoffnung einzig lebensvolle Quelle,  
So groß, so gnadenvoll, so auserwählt,  
Daß wer da Gnaden sucht, nur nicht durch sie,  
Zu fliegen ohne Flügel sucht und fällt<sup>5</sup>.

Mit Recht beten wir darum in der Lauretanischen Litanei: Mutter der göttlichen Gnade – bitte für uns.

Es ist also wahr: Maria ist unsere übernatürliche Mutter, die Mutter unseres übernatürlichen Lebens. Darin liegt ihre Bedeutung für uns. Wer vermag sie ganz zu fassen.

Dem seligen Pfarrer von Ars brachte einst ein Kind einen schönen Blumenstrauß zum Namenstag. Freudig nahm der Selige das Geschenk an und sagte: Das ist wirklich ein schöner Strauß, aber, Kind, Deine Seele ist noch tausendmal schöner.

Durch die Gnade nimmt sie teil an der göttlichen Natur und wird erhoben zur Kindschaft Gottes. Darum ist das übernatürliche Leben so überaus kostbar, aber auch das vollkommenste, was es hier auf Erden gibt.

Je vollkommener aber ein Leben, desto leichter wird es vernichtet. Es gibt niedere Tiere, die ihr stumpfes Leben nicht verlieren, mögen sie zu Eisklumpen gefrieren oder glühender Hitze ausgesetzt sein, mag man sie verstümmeln, zer-

schneiden oder zerreißen. Ein menschliches Leben hingegen kann schon durch eine Erschütterung, durch einen leichten Fall, einen leisen Druck verletzt werden.

Wie leicht zerbrechlich mag da der kostbare Schatz des übernatürlichen Lebens sein.

Dazu tragen wir diesen Schatz nach den Worten des Apostels in einem zerbrechlichen Gefäße<sup>6</sup>, d. h. unsere durch die Erbsünde und persönliche Sündhaftigkeit bis ins innerste Mark erkrankte Natur sträubt sich und kämpft mit aller Gewalt gegen die Übernatur, gegen das übernatürliche Leben in uns. Ihre Bundesgenossen sind der Teufel und die Welt mit ihren zumal in unseren Tagen geradezu raffinierten Verführungskünsten. Wer möchte sich angesichts dieser kampfge wandten Gegner auf seine eigenen Kräfte verlassen. Wenn wir ehrlich sein wollen, müssen wir uns dann nicht gestehen, daß unser übernatürliches Leben an Unbeholfenheit und Fehlritten noch ganz und gar das Leben eines Kindes ist, selbst wenn wir nach außen als durchgearbeitete Charaktere gelten.

Wie steigert sich innere Unselbständigkeit in der Todesstunde, in der der ganze Kampf des Lebens um Erhaltung des übernatürlichen Lebens noch einmal durchgekämpft werden muß.

Ja, wir sind und bleiben Kinder, und darum werden wir auch immer das Bedürfnis nach Mutterliebe und Muttersorgfalt haben, nach Maria.

Diese Mutterliebe mit ihrer Allgewalt, mit ihrer Opferfreudigkeit leistet uns die sichere Bürgschaft, daß unser Gnadenleben nicht verloren geht oder daß (wir) es doch wenigstens bald wiedergewinnen und zumal aus dem entscheidenden Toteskampf als Sieger hervorgehen.

#### Peroratio.

Andächtige Zuhörer. Ich muß schließen. Wir haben uns wieder überzeugt von der Wirklichkeit und Bedeutung der Mutterschaft Mariens für uns.

So oft im Leben haben wir gerufen: Zeige, daß Du Mutter bist.

Heute rufe ich Dir zu: Zeige Du, daß Du Deiner himmlischen (Mutter) Kind bist.

Du beklagst Dich darüber, daß Du kaum einen Funken von Liebe für Maria empfindest.

Das kommt wohl daher, weil Du Dir niemals mit nüchternem Verstande die Beweggründe dieser Liebe klar gemacht hast. Bei der Predigt und bei anderen Gelegenheiten hast Du Dich vielleicht von der Begeisterung mit fortreißen lassen, von der augenblicklichen Begeisterung, die bald verrauchte, weil sie kein festes Fundament hatte.

Du hast keine Liebe zu Maria! Das kommt aber hauptsächlich (daher), weil Du Dich nicht als Kind Mariens benimmst.

Die Mutter mag Dich mit Zärtlichkeit überhäufen, so viel sie will. Wenn Du sie nicht beachtest, erwidertest, wie kann dann Liebe in Deinem Herzen entstehen. Zeige, daß Du ein Kind Mariens bist. Sage ihr, daß Du sie kindlich liebst – das hört sie gerne. Teile ihr Deine Geheimnisse, Deine kleinen und großen Nöten und Versuchungen mit. Erkläre ihr, daß Du ihrem göttlichen Sohne stets die Treue bewahren, daß Du alle seine Gebote (halten) willst, kurz: Benimm Dich wie ein Kind gegen sie. Dann stellt sich die Liebe zu Maria von selbst ein. Ja, ich will und muß von nun an Maria lieben.

O breite Deine Fesseln, mein Herz darein zu schlagen.

Es soll sie ewig tragen

und ewig treu Dir sein.

So ist mein Herz, Maria, nur Dir allein ergeben.

O nimm es, Gott zu geben.

Es ist nicht fürder mein.

<sup>1</sup> Hier sei ein kleiner Hinweis gestattet, wie sich Bilder und Formulierungen Pater Kentenichs in seinem Leben durchhalten. Der Wendung „Ihr Mutterherz durchwozt ein ganzes Meer von Schmerz und Pein“ entspricht im 1944 in Dachau entstandenen Kreuzweg bei der 4. Station der auf Jesus und Maria bezogene Vers „Ein Meer von Schmerzen wogt in beiden Herzen“.

<sup>2</sup> Vgl. hierzu Bernhard von Clairvaux, Sermo in dominicam infra octavam Assumptionis 14–15, Opera omnia, Ed. Cisterc. 5 (1968) 273–274.

<sup>3</sup> Summa theologica I, qu. XXV, a. 6 ad 4.

<sup>4</sup> Hier ist im Manuskript über der Zeile ein Wort eingefügt, das sich nicht entziffern ließ.

<sup>5</sup> Göttliche Komödie 33, 12–15.

<sup>6</sup> 2 Kor 4, 7.

# Marienfrömmigkeit in der Kirche von heute<sup>1</sup>

Von Heribert King

## *1. Situation der Marienverehrung*

Beim Betrachten der inneren Lage der Kirche nach dem Konzil fällt leicht auf, daß das „Marianische“ in eine zwielichtige Situation geraten ist. An theologischen Fakultäten ist Maria oft kein Thema mehr gewesen, und wenn, dann eigentlich nur, um „Auswüchse“ zu bekämpfen, vor Studenten, die auf diesem Gebiet eher „untertrieben“. In unseren üblichen „etablierten“ theologischen Buchhandlungen und Verlagen wurde zeitweise praktisch kein Marienbuch mehr angeboten, so in Deutschland, aber durchaus nicht nur. Vielfach verstummten die Marienlieder in den Kirchen, marianische Frömmigkeitsformen wie Maiandachten und Rosenkranz wurden abgeschafft. In der „öffentlichen“ Spiritualität mußte jeder Hinweis auf Maria oft erst entschuldigt werden und durch viele Siebe kritischen Absicherns hindurchgehen, damit auch wirklich alles „stimmt“. Man kann von einer Art Berührungsangst, einer Tabuisierung reden – erstaunlich in unserer so tabu-befreiten Zeit. Dies alles ist besonders sichtbar in jenem Teil der Kirche, der von den hauptamtlichen Trägern der Pastoral und den theologisch Gebildeten gestaltet wird.

Seit zwei bis drei Jahren stellt man jedoch einen gewissen Wandel fest. Es ist als ob das Marianische, wie nach einem kalten Winter die ersten Blumen, wieder an das Tageslicht drängen wollte. Es war eben doch nicht tot. Oder aber der Geist Gottes, der weht, wo er will, hat es wieder neu geschaffen. Sicherlich trifft beides zu.

Vielleicht hat es nach dem Konzil mehr im Stillen weitergelebt, im Herzen des Volkes, in jenen, deren Stimme nicht gehört wurde. Manche, die öffentlich dagegen Stellung genommen oder ausgesprochene Kühle verbreitet haben, praktizieren es oft privat weiter. Man konnte gegen Auswüchse reden, weil man irgendwo doch im Besitz der Sache war.

Vielleicht war das Marianische zwar nicht mehr dem Begriff, aber doch dem Bild nach, anwesend, mehr unthematisch und unformuliert. Von wirklich wenigen Ausnahmen abgesehen war das Marienbild ja doch in den Kirchen erhalten geblieben. Landauf landab gibt es viele marianische Kunstwerke, deren Botschaft sich ja gerade auch Gebildete nicht so leicht verschließen können. So sind auch immer wieder Bildbände mit marianischer Kunst erschienen.

Das Wallfahrtswesen ist nie erloschen, das neue „Gotteslob“ hat mehr Marienlieder als frühere Diözesangesangbücher. Wenn es um die verpflichtende und offizielle Praxis ging, wurde dann doch manche extreme Meinung nicht durchge-

führt. Es kam in diesen Jahren in den meisten deutschen Kirchen der Brauch auf, Kerzen vor dem Marienbild aufzustellen. Im Symbol ist so manches gesagt worden, was das Wort vielfach sich zu formulieren scheute.

Aufs Ganze gesehen reicht so etwas natürlich höchstens zum Bewahren bei solchen, die es schon besitzen, aber nicht zum Weitergeben. So ist die katechetische Unterweisung in den Schulen, die Jugend- und Studentenarbeit, die Ausbildung der Priester und der kirchlichen Mitarbeiter doch sehr des Marianischen entleert worden. Die Träger der Pastoral rechneten vielfach nicht mehr mit der marianischen Ansprechbarkeit der Jugendlichen, weil sie selbst Schwierigkeiten damit haben und diese nur zu oft in sie projiziert haben. Auf die Dauer geht aber das, was man nicht bewußt pflegt, irgendwie bekennt und auch ausdrückt, verloren. Dies gilt sicher mehr noch als für andere Zeiten für uns heute.

In der letzten Zeit können wir, wie gesagt, von einem Wiedererwachen und Erstarren des Marianischen reden. So hat die Herderkorrespondenz vor einigen Monaten<sup>2</sup> einen Artikel zu diesem Thema mit der Frage überschrieben: Wiederkehr Marias? Wenn auch diese Wiederkehr nicht unbedingt überall gleich sichtbar ist, kann man die Frage doch grundsätzlich mit ja beantworten. In dieser Hinsicht markiert das Apostolische Rundschreiben Papst Pauls VI. vom 2. Februar 1974 (Marialis Cultus) ganz gewiß einen Einschnitt. Besonders stark klimaschaffend und ermutigend wirkt die marianische Aktivität des gegenwärtigen Papstes. Die deutsche Bischofskonferenz hat ein Hirtenwort zu diesem Thema verlesen lassen. Die meisten Bischöfe haben immer wieder auf das Anliegen hingewiesen, es durch Publikationen unterstützt und durch Teilnahme an Wallfahrten zu den verschiedensten Heiligtümern entsprechende Zeichen gesetzt. Interessant ist vor allem, daß auch die akademische Theologie wieder verstärkt zu unserem Thema Stellung nimmt<sup>3</sup>. Auch ökumenische Beiträge sind zu finden<sup>4</sup>. Groß ist die Zahl der Publikationen, die mehr den Lebenswert der Marienverehrung herausarbeiten. Dazu kommen die vielen Traktate, die unmittelbar seelsorglich interessiert sind, Arbeitshilfen für Marien- und Maiandachten, Schallplatten und Lieder, Betrachtungen über die Rosenkranzgeheimnisse<sup>5</sup>, Gebete zu Maria<sup>6</sup>, Werke, die eine besondere Beziehung zu einem Ort pflegen und seine Botschaft herausstellen, bis hin zu manchem Unerleuchteten und Apokalyptischen.

Es sind dies alles Zeichen eines neu sich regenden Lebens. Dieses braucht natürlich eine entsprechende Pflege. Dafür ist manchmal Menschenfurcht zu überwinden, die oft viel unbegründeter ist als man meint. Dort wo marianische Verkündigung geleistet wird, zeigt sich sehr häufig, wie dankbar die Leute dafür sind, wie leicht die Hindernisse weggeräumt werden können, und vor allem zeigt sich, wie fruchtbar für das religiöse Leben im ganzen die Weckung und Vertiefung der Beziehung zur Gottesmutter sich auswirkt. Allerdings muß ge-

rade auf dem Gebiet der marianischen Pädagogik und Pastoral noch vieles aufgeholt und rezipiert werden, da ja so viele Jahre dieses Gebiet nicht mehr beakert wurde und man auf anderen Gebieten große Fortschritte gemacht hat.

## 2. Blick in die Geschichte – Zwei Ströme

Die heutige Situation verstehen wir besser, wenn wir etwas in die neueste Geschichte der Kirche schauen. Seit den Jahren nach dem ersten Weltkrieg ist die innerkirchliche Lage, vor allem in Mitteleuropa, durch das Aufbrechen verschiedener Strömungen charakterisiert. Da haben wir es vor allem mit einer stark *christozentrischen Orientierung* zu tun. Diese hat das Leben der Kirche tiefgreifend gestaltet und erneuert. Der am Kreuze gestorbene Christus lebt als der Aufgestandene und als der thronende Herr in seinem mystischen Leib weiter, den er sich durch seinen Hl. Geist bildet. In ihm sind wir Gotteskinder geworden. Bis heute wiederholt und erneuert er geheimnisvoll die verschiedenen Phasen seines Lebens. Dies wird vor allem in der Feier der Sakramente, besonders aber der Hl. Messe Wirklichkeit. – Diese liturgisch-christozentrische Strömung verbindet sich sehr schnell mit einem anderen Anliegen. Die Hl. Schrift wird in ihrer Unmittelbarkeit von vielen katholischen Christen entdeckt. Dort ist das Wort Gottes zu finden, das Wort Christi, das uns anreden will und gnadenvermittelnd ist. Besonders in der liturgischen Feier wird dieses wirksam. So wird dort nicht nur der Tisch des Brotes, sondern auch der Tisch des Wortes bereitet, wie eine alte patristische Formulierung es ausdrückt.

Schließlich hat das gemeinsame Verteidigen der menschlichen und der christlichen Rechte im Dritten Reich viele Mauern zwischen den evangelischen und den katholischen Christen niedergerissen. Man traf sich im gemeinsamen Herrn Jesus Christus und dem alle gemeinsam verpflichtenden Wort Gottes der Hl. Schrift. So entwickelte sich eine stets mächtiger werdende ökumenische Strömung.

Zugrunde liegt diesen Anliegen die Tendenz, zum „Wesentlichen“ hinzugehen, das Ursprüngliche und Objektive, sowie das Theozentrische (Christozentrische) in der Frömmigkeit entsprechend herauszuarbeiten und das Menschliche und Persönliche möglichst unterzuordnen. Christus selbst wirkt. Er soll in allem den alleinigen Vorrang haben. Man will unverfälscht aus reinen Quellen trinken. Diese sollen von späteren Verunreinigungen wieder gereinigt werden und in Ursprünglichkeit ihre ganze Wirkung entfalten. Auf diesem Weg denkt man auch die Wiedervereinigung möglich zu machen.

Getragen wurden diese Strömungen stark von den Gebildeten und der studierenden Jugend. Sie haben den Nimbus des Fortschrittlichen und Neuen. Was zunächst in kleinen Gruppen, vor allem der Jugendbewegung und an einigen bedeutenden und nahezu symbolischen Orten wie z. B. Maria Laach aufbricht,

hat sehr schnell die Theologie und die Priesterausbildung befruchtet und sich in vielen Pfarreien und religiösen Gemeinschaften ein Heimatrecht erworben. Auch P. Kentenich hat in den dreißiger Jahren sehr stark diese Impulse aufgegriffen und in seinem Frömmigkeitsstil ihnen einen Platz gesichert.

Durch Pius XII. wurden diese Ströme weitgehend für die Gesamtkirche fruchtbar. Wir denken an die Enzykliken über den mystischen Leib (1943), über die Liturgie (*Mediator Dei* 1947) und an die Erneuerung der Karwoche (1955). Auf dem 2. Vatikanischen Konzil gehörten diese Anliegen zu den eigentlich prägenden Kräften und haben weitgehend die Orientierung und das Gesicht der Konzilsbeschlüsse bestimmt. – So können wir heute im kirchlichen Leben, vor allem Mitteleuropas, von einer christozentrischen Spiritualität reden, die sich als liturgisch, biblisch und ökumenisch gibt.

Gleichzeitig ist aber noch von einem zweiten Strom zu reden, der eine nicht zu übersehende Lebensmacht darstellt. Es ist der *marianische Strom*. Er nährt sich aus der marianischen Tradition der Kirche, aus der Marienlehre der Päpste des 19. und 20. Jahrhunderts, besonders auch Pius' XII., aus der Botschaft und dem Klima der großen und der vielen kleinen Wallfahrtsorte, von neueren Marienerscheinungen wie Lourdes und Fatima. Gerade diese haben eine Breitenwirkung erzielt, wie schwerlich eine andere Strömung in der Kirche sie erreicht hat. Viele Bewegungen organisierter oder strömungsmäßiger Art haben sich bis heute des marianischen Anliegens angenommen. Man hat unser Jahrhundert all dieser Phänomene wegen oft als ein „marianisches Jahrhundert“ bezeichnet. Dies durchaus auch in Anwendung auf Deutschland.

Dieser Strom hat eine tiefe Verankerung im gläubigen Volk und wird durch viele Kanäle, Bräuche, Lieder und Erzählungen<sup>7</sup> weitergegeben. Eine ganz große Rolle spielt dabei der Rosenkranz, aber auch viele andere kurze Gebete. Man denke an die starke Verbreitung des kleinen Fatima-Gebetes (O mein Jesus), das zwischen die Rosenkranzgeheimnisse eingefügt wird.

Diese Strömung hat so einen ausgeprägt laikalen Charakter, der allerdings in der heutigen Theologie des Laikates und Volkes Gottes noch kaum berücksichtigt und reflektiert wird, geschweige denn rezipiert ist, obwohl *dieser* Aspekt der marianischen Strömung eigentlich nicht erstaunlich ist, da Maria ja in einzigartiger Weise das Laienelement darstellt<sup>8</sup>.

Sehr stark hat sich dieser Strom auch mit der völkischen, regionalen und heimatlichen Tradition verbunden und hat so viel Bodenständiges und Erdverbundenes. Er ist volkstümlich und lebt im Volk.

Dies alles erklärt auch seine subjektive Dynamik, sowie das gemüthafte, persönliche und ganzmenschliche Engagement, das er weckt. Seine Wurzeln reichen weit in die Tiefen der Menschenseele hinab und gehen zurück in die Geschichte der Kirche, besonders der jeweiligen Teilkirche, aber gleichzeitig damit auch in die Geschichte der jeweiligen Region, Landschaft und Volksgruppe. So hat er

viele konservative und „alte“ Elemente in seiner Ausdrucks- und Vorstellungsweise, die deswegen umso „unausrottbarer“ sind.

In einer eigenartigen Weise ist dieses „Volk“ am „offiziellen“, öffentlichen Strom der Kirche vorbei (und trotzdem in ihm drin) seinen eigenen Weg gegangen, ist zu den Heiligtümern hingewallfahrtet, hat seine Lieder gesungen und zur Mutter Gottes in allen Nöten gebetet. Vor allem lebt in ihm gegen alle theologischen Argumente, Eingrenzungen und Relativierungsversuche, die Überzeugung, daß Maria immer hilft, daß ein Diener Mariens nie zugrunde gehen kann, daß man über Maria nie genug des Guten sagen kann, daß man nicht ungestraft sie so einfach vergessen und schon gar nicht bekämpfen darf.

Aber trotz ihrer Breite und Tiefe steht diese Richtung irgendwie abseits und paßt nicht so recht zum Erscheinungsbild der Kirche, so daß man sich fragen muß, ob besagtes Erscheinungsbild tatsächlich auch all das „erscheinen“ läßt, was den Katholizismus in seinen sozialen und psychologischen Schichten ausmacht. Ist es nicht einfach ein Teil-Bild, das ein Stück weit fast gewalttätig von der denkenden Schicht der Kirche aufgedrängt wird, so daß der Laie in Wirklichkeit heute weit weniger Rechte hätte als früher.

Auch der marianische Strom hatte auf dem letzten Konzil eine große Bedeutung. Noch nie hat sich ein Konzil so ausführlich mit der Gottesmutter befaßt. So schreibt Kardinal Ratzinger: „Jedenfalls mußte es zu den Aufgaben eines in dieser Zeit gehaltenen Konzils gehören, das richtige Verhältnis zwischen diesen beiden auseinandertreibenden Bewegungen herzustellen und sie (ohne die Spannung einfach aufzugeben) zu einer fruchtbaren Einheit zu führen ... In all den genannten Auseinandersetzungen vollzog sich, auch wenn dies keineswegs im Vordergrund des Bewußtseins stand, der Sache nach das Ringen um das richtige Verhältnis der zwei charismatischen Ströme, die sozusagen für die Kirche von innen her ‚die Zeichen der Zeit‘ bildeten.“ Dieses Thema hat aber auch die meiste Unruhe unter den Konzilsvätern geschaffen wie es in der Abstimmung über die Frage der Integration des Marianischen in die Kirchenkonstitution zum Ausdruck kommt.

### *3. Gegenseitige Ergänzung und Integrierung*

Wenn wir jetzt von einer gegenseitigen Integrierung der beiden Ströme reden, dürfen wir diesen Vorgang nicht im Sinne einer Addition zweier Summanden denken. Vielmehr soll jeder Strom dem anderen seinen Reichtum schenken. Es sind ja gleichzeitig zwei verschiedene Ansätze, die in verschiedenen Trägern (einzelne, Bewegungen, Völker, Kontinente, Generationen) vorhanden sind. So soll der christologische Strom den marianischen aufnehmen. Das bedeutet für ihn Ausweitung, Ergänzung und wohl auch Reinigung. Ebenso nimmt der marianische Strom den christologischen auf mit den gleichen Folgen einer Erweite-

•  
rung, Ergänzung und Reinigung. Beide so integrierten Ströme sollen in der Kirche leben und sich gegenseitig befruchten. Dabei soll stets mitbedacht werden, daß Ergänzung und Ausweitung Prozesse sind, die nicht statisch ab einem bestimmten Zeitpunkt einfach abgeschlossen sind.

Durch die dargelegte Sicht ist auch soziologisch dem Rechnung getragen, daß nicht ein Anliegen einfach das andere absorbiert, sondern immer eine spannungsreiche, aber anregende Vielfalt möglich ist. So wird es immer den Weg von Maria zu Christus geben, wie es auch dem Weg von Christus zu Maria gibt. Aber auch das haben wir uns nicht so zu denken, daß man statisch einfach am anderen Pol ankommt. Es ist vielmehr die Geschichte einer Akzentverschiebung, wo einmal Maria mehr im wachen Bewußtsein steht, dann wieder stärker Christus. Aber auch so wird immer das jeweils andere mitrealisiert.

So soll also die Ergänzung in jedem Strom als solchem gesucht werden. Beide ergänzten Ströme ergänzen und bereichern einander und zwar in den verschiedensten Variationen.

Wir wenden uns jetzt noch einmal den beiden Strömen zu. Zunächst dem *christologischen*.

Als erstes Prinzip wollen wir festhalten, daß dieser Strom konsolidiert werden soll und darf. Es ist ja etwas Schönes, daß er in unserem Jahrhundert aufgebrochen ist. Jede Strömung, die Christus mit Macht in das Zentrum rücken will, kann ja zunächst nur gut sein. Ein Gleiches kann von der Liturgie, dem Biblischen und der ökumenischen Ausrichtung gesagt werden.

Was nun die Integrierung des marianischen Stromes betrifft, so ist in dieser Richtung manches getan worden, so im Bereich der Theologie durch Hugo Rahner, A. Müller, K. Delahaye, R. Laurentin, O. Semmelroth, H. M. Köster und andere. Ebenso an manchen Stellen der neugestalteten Liturgie. So wird vor allem die letzte Zeit des Advents deutlich als marianische Zeit der Erwartung gefeiert. Als Oktavtag von Weihnachten wird das Fest der Mutter Gottes neu eingeführt. Bei verschiedenen Marienfesten wird der Zusammenhang mit Christus entsprechend stärker herausgearbeitet. So werden das Herz Jesu- und das Herz Mariä-Fest an zwei aufeinanderfolgenden Tagen gefeiert. Das Fest vom Königtum der Gottesmutter wird mit dem der Aufnahme in den Himmel zusammen gesehen und acht Tage später begangen. So könnte manches noch erwähnt werden. Was jedoch die anderen Stationen des Mitwirkens der Gottesmutter im Heilswerk betrifft, ist sicher noch vieles aufzuarbeiten. So in der Feier der Karwoche. Früher feierte man das Fest der Sieben Schmerzen Mariens am Freitag vor dem Palmsonntag. In manchen Ländern gibt es den Brauch, am Karfreitagabend eine Marienfeier zu halten, die ihre Stellung unter dem Kreuz zum Inhalt hat. Ebenso müßte für Pfingsten noch die marianische Dimension herausgearbeitet werden, etwa am Pfingstmontag durch das Fest Maria Mutter der Kirche (wie in manchen Ländern, allerdings nicht als Feiertag).

Aber auch auf dem Gebiet der inneren Haltung könnte das Marianische dem Liturgischen Wesentliches geben und nicht nur wegen des Vorbildcharakters der Gottesmutter (Hingabe, Ja sagen, Glauben an das Wort, Leiden mit Christus), sondern auch im Sinne des inneren und gemeinschaftlichen „Klimas“. Maria verbreitet Wärme, spricht das Gefühl an, weckt die Dimension des Herzens. „Marianischer Frömmigkeit könnte es zukommen, Erweckung des Herzens und seine Reinigung in den Glauben hinein zu wirken<sup>10</sup>.“ Wie oft redet die Hl. Schrift gerade vom Herzen als dem Personenzentrum des Menschen! Nicht als ob Christus selbst nicht auch unmittelbar unsere Liebesfähigkeit wecken könnte und dies auch tut. Aber die Liebe hat eben verschiedene Aspekte und ist in ihren Wegen und Motivationen sehr geheimnisvoll. Und wie in der natürlichen Ordnung vieles zusammenwirken muß, wenn die Liebe geweckt und groß und stark werden will, so ist es irgendwie auch in der übernatürlichen. Dies lehrt die Erfahrung, die man in solchen Fragen auch befragen müßte.

Wenn nach dem Konzil eine gewisse Liturgieunfähigkeit signalisiert wurde (R. Guardini) und trotz aller Perfektion und theologisch richtigen Darstellung des Liturgischen gerade das eingetreten ist, was man nicht erwartet hat, nämlich der Auszug vieler Menschen aus unseren Kirchen, dann hat dies sicher viele Ursachen. Aber war es nicht auch deswegen, weil die vom Marianischen vertretenen Elemente nicht mehr genügend vorhanden waren? Es fehlte auf einmal manches Gewohnte, Volkstümliche, Erdverbundene und persönlich Ansprechbare. Alles Dinge, die die Mutter Gottes – oft außerhalb der offiziellen Liturgie – in vielen Formen der Frömmigkeit gegeben hat, was letztlich aber doch auch immer wieder der liturgischen Feier zu Gute kam. Und dabei sollte man auch bedenken, daß solche Dinge auch für Jugendliche ihre Bedeutung haben. So hat die liturgische Bewegung *de facto* mehr vom Marianischen gelebt als ihr bewußt ist.

Gerade dies kann man auch noch auf andere Weise beobachten. Ist es nicht so, daß sich die Begegnung mit Maria praktisch immer zunächst einmal in einem Ernstnehmen des Gebetes, der Hl. Messe und des Religiösen überhaupt auswirkt? Was umgekehrt für die letzten Jahre sicher nicht immer mit der gleichen Allgemeinheit vom anderen Weg gesagt werden kann, nämlich daß das Sichbeschäftigen mit Christus und der Liturgie immer auch schon „fromm“ gemacht hätte, da es nur zu oft einseitig intellektuell betrieben wurde.

Wenden wir uns jetzt der biblischen Erneuerung zu. Hier ist zunächst ebenfalls festzuhalten, daß der Hl. Geist sie geweckt hat und es unsere Aufgabe ist, diesen Strom zu sichern und ständig zu vertiefen und fruchtbar zu machen. Aber gerade hier ist das Marianische ein besonders wirksames und notwendiges Ergänzungselement. Dies sehen wir deutlich auf dem Hintergrund gewisser Einseitigkeiten der Bibelwissenschaft und der von ihr inspirierten Spiritualität. So muß man sich fragen, ob diese Strömung nicht ein Stück weit unfruchtbar geblieben ist, weil

die Hl. Schrift, wiederum im Sinn eines Biblizismus interpretiert, das ganze patristische Erbe zur Belanglosigkeit verurteilte und damit auch den vorherigen Sinn der liturgischen Bewegung aushöhlte. Biblizismus aber wurde auf dem Hintergrund der modernen akademischen Situation von selbst zu Historismus; dabei wird man zugeben müssen, daß davon schon die liturgische Bewegung zuvor nicht ganz frei gewesen war. Liest man ihre literarischen Darstellungen heute wieder, so zeigt sich, daß sie allzusehr von einem archäologischen Denken bestimmt war, das auf einem Verfallsschema beruht: Was nach einem bestimmten Zeitpunkt auftritt, erscheint schon deshalb als minderwertig, als ob die Kirche nicht in allen Zeiten lebendig und daher auch entwicklungsfähig bliebe. Dies alles führte dazu, daß das liturgisch geprägte Denken sich in ein biblizistisch-positivistisches hinein verengte, sich so nach rückwärts verschloß und der Dynamik des sich entfaltenden Glaubens keinen Raum mehr bot. Andererseits führt die Distanz des Historismus notwendig zum „Modernismus“; da das Vergangene nicht lebt, läßt es die Gegenwart allein und führt so zum Experiment des „Selbstgemachten“<sup>11</sup>.

Die Mariologie und Marienfrömmigkeit der Kirche sind eine ständige Herausforderung, eine umfassendere Methode in der Erforschung der Bibel mitgelten zu lassen. Das heißt nicht, daß die historisch-kritische Methode nicht ihre relative Eigenwertigkeit hat und sich wirklich große Verdienste erworben hat. Aber manches ist in der Bibel nur implizit mitgesagt und wurde erst allmählich (in der Patristik, im Mittelalter, in der Neuzeit, heute) durch den Geist, „der euch in alles einführen wird“ (Joh. 16, 13) erkannt. Menschliches Denken allein hätte dazu kein Recht.

Wenn man im großen und ganzen diese kirchliche Lektüre der Hl. Schrift, wenn auch manchmal in einem sehr minimalistischen Verständnis und auch gelegentlich hart am Rande der Häresie oder auch schon einmal darüber, festgehalten hat, dann ist dies auch letzten Endes wegen der Rücksichtnahme auf das Marianische, vor allem der beiden letzten Dogmen, geschehen. Diese sind eben durch eine nur historisch-kritische Exegese nicht abzustützen und fordern so immer wieder eine „mindestkirchliche“ Lesung heraus. Maria schützt die Bibel, weil sie deren kirchliche Lesung schützt.

Sie will sie aber nicht nur schützen, sondern auch zu einer großen Fülle des Kirchlichen heranführen, damit sie so in allem ein lebendiges, ein heute lebendes Wort Gottes vermitteln kann.

Schließlich wäre auf dem ökumenischen Gebiet noch ganz besonders manches zu integrieren und aufzuholen. Hat man den Ökumenismus nicht oft zu einseitig als „Einbahnstraße“ betrieben? Hätte die katholische Kirche, und allen voran ihre Theologen nicht auch die Aufgabe, den evangelischen Mitbrüdern zu helfen, mehr noch zur christlichen Fülle zu gelangen? Marienfrömmigkeit könnte eine Art Kurskorrektur im Ökumenismus bewirken, wo der Akzent

stärker auf das Geben als auf das Bekommen gelegt würde. Es gibt auch bei den evangelischen Mitchristen manches an Aufgeschlossenheit für das Marianische und vieles mehr wäre noch zu wecken. Im heutigen Klima des Ökumenismus (das ja auch auf der anderen Seite seine Bedeutung hat) und beim Ansehen, das der Fachtheologe hat, würde gerade dieser manche Bresche für das Marianische schlagen können.

Das Neue Testament enthält sicher wesentlich mehr über Maria als dies von der evangelischen Kirche normalerweise zugegeben wird. Zudem muß diese sich fragen lassen, wie sie es mit der marianischen Tradition der Kirche bis zur Reformation hält, die sie ja auf anderen Gebieten durchaus anerkennt. Wo liegt das Kriterium, daß ausgerechnet das Marianische in dieser Tradition nicht berücksichtigt wird? Auch muß bedacht werden, daß Luther die Marienfrömmigkeit zwar sehr zurückgedrängt, aber nicht einfach abgeschafft hat (auch im Sinne des Betens zur Mutter Gottes). Da hat die Aufklärung erst konsequente Arbeit verrichtet.

Im Zusammenhang mit dem Ökumenismus muß natürlich auch die Ostkirche erwähnt werden. Für sie wäre ein zu wenig an Marienfrömmigkeit ganz eindeutig ein Hindernis für die Annäherung.

Wenn wir jetzt noch einige Hinweise zum *marianischen Strom* machen wollen, dann ist zunächst noch einmal zu sagen, daß dort die gleichen Prinzipien der Konsolidierung, Integrierung und Reinigung anzuwenden sind wie beim eben dargestellten christologischen Strom.

Es gilt zunächst, diese Strömung anzuerkennen und zu fördern. Gott hat sie in der Kirche geweckt, um etwas deutlicher in das Bewußtsein zu heben, was zur Offenbarung gehört und für die richtige Erfassung derselben in Gegenwart und Zukunft allem Anschein nach große Bedeutung hat.

Sie will aber auch gleichzeitig von der anderen Strömung profitieren. Das hat sie trotz mancher Gegensätzlichkeiten sicher mehr getan als es umgekehrt der Fall war. So ist unsere Marienfrömmigkeit heute im allgemeinen bewußter christozentrisch als dies früher oft der Fall war. Zusammenfassend für dieses ganze Bemühen mag das Marienbild P. Kentenichs stehen, wenn er sagt, daß nicht ein Einzelaspekt des Marienbildes im Zentrum steht, sondern das „Verhältnis Christus-Maria in unlösbarer Zweieinheit“ dieses konstituiert. Hier ist der christologische Strom wohl am konsequentesten aufgenommen und ins Leben überführt worden.

Viel kann auch eine solide liturgische Einstellung dem Marianischen geben. Sie weitet eine gelegentlich zu persönlich und „intimistisch“ praktizierte Verehrung in die großen Dimensionen des Heils hinein. Das Bodenständige, Erdverbundene und Traditionsbetonte kann „bewegt“ und stärker vergeistigt werden. Das religiöse Anliegen wird sehr unmittelbar herausgehoben, das Theozentrische sprengt die Engen einer zu subjektiv gesehenen Beziehung. Die pädagogi-

sche und ethische Wirksamkeit wird erhöht und das oft nur virtuell oder implizit enthaltene Christologische wird ausdrücklich gemacht<sup>12</sup>.

Was die Bedeutung des Biblischen für das Marianische betrifft, müssen wir folgendes bedenken. Bei der Marienfrömmigkeit und Mariologie steht sehr stark das Phänomen der im Hl. Geist immer tiefer in die Wahrheit eindringenden Kirche im Vordergrund, und insofern auch das aktuelle Glaubensbewußtsein der Kirche. Deswegen sind die Prozesse nicht immer schon abgeschlossen. Wer aber mitten in einem Entwicklungsprozeß steht, kann das Ganze noch nicht überblicken. So werden zur Interpretation des aktuellen Glaubensbewußtseins manchmal Dinge herangezogen, die von unterschiedlichem theologischem Wert sind (das heißt nicht, daß es nicht auch auf dem Gebiet des Marianischen das Charismatische gibt, das man nicht einseitig nur für andere Gebiete in Anspruch nehmen sollte). So kann es schon sein, daß der ordentliche Weg der Vermittlung und Erkenntnis der Offenbarung (Schrift, Tradition, Glaubensbewußtsein, Lehramt) zu Gunsten außerordentlicher Wege in den Hintergrund tritt. Diese außerordentlichen Kriterien können aber im Sinne der Lehre der Kirche höchstens eine Bestätigung anderswie erkannter Lehren (eben auf dem ordentlichen Wege) sein. Und selbst dieses Element der Bestätigung und Sicherheit sollte nicht so stark betont werden, daß diese nicht in erster Linie im Wort Gottes, so wie die Kirche es uns lehrt und immer tiefer erfaßt, läge. Dieser ganze Sachverhalt hat leider einen nicht unbedeutenden Grund in der Tatsache, daß die Fachtheologie so ungeheuer wenig Konstruktives zu dieser ganzen Frage zu sagen sich bemüht. Hier könnte noch manches von der Hl. Schrift her eingebracht werden, was zur Erneuerung und Neufundierung der Mariologie und Marienfrömmigkeit beitragen könnte.

Noch ein kurzes Wort zum ökumenischen Anliegen. Auch die evangelische Theologie und Spiritualität könnte dem Marianischen einiges schenken. Wir denken an die so stark betonte Überlegenheit des Heilshandelns Gottes, das in Maria so deutlich aufleuchtet. Viel könnte eine stark biblisch und heilsgeschichtlich betriebene Mariologie zur Erneuerung dieser selbst beitragen. So wäre sicher noch manches zu erarbeiten.

Wenn wir die Betrachtung über die beiden Ströme abschließen, dann sollte deutlich geworden sein, daß wir heute aus einem größeren Überblick heraus von einer Menge Fehler lernen können und uns entsprechend motivieren lassen müßten, sie nicht wieder neu zu begehen. Vielleicht muß aber noch manches an gesunder „Ideologiekritik“ im Raume unserer Kirche durchgeführt werden, bis der Blick entsprechend frei wird.

Auch muß natürlich darauf hingewiesen werden, daß diese beiden Ströme nicht schon eine Gesamtdarstellung dessen, was in der Kirche lebt, sein wollen. Zu erwähnen wäre etwa der ganze Strom des Sozialen (christliche Gesellschaftslehre) und der Theologie der irdischen Wirklichkeiten, der auf dem Konzil eben-

falls eine große Bedeutung hatte und nach dem Konzil oft in sehr einseitigen Manifestationen sich geäußert hat. Heute haben wir es außerdem mit einer Meditationsströmung zu tun, die immer mehr in eine Gebetsströmung übergehen will. Wir beobachten die Strömung der Mitmenschlichkeit und des Engagements für die Dritte Welt. Es wäre die Strömung um den „Laien“ und der Bemühung, „Gemeinde“ zu schaffen, zu nennen. Es ginge bei all dem um eine Konsolidierung der Ströme, gleichzeitig natürlich auch um eine Integrierung und Reinigung.

Wir haben im Vorstehenden den christologischen (liturgisch, biblisch, ökumenisch) und den marianischen Strom herausgearbeitet, weil die Thematik nach wie vor aktuell ist und auf dem Hintergrund eines neuen Sich-Regens und Erstarkens der Marienverehrung wieder manche Kampfesfront aufbrechen kann, die man als überwunden ansah. Aber es war eben doch nur ein Scheinsieg über das Marianische. Geistige Strömungen können zwar zeitweise zurückgedrängt, aber auf die Dauer nicht ausgelöscht werden.

<sup>1</sup> In diesem Beitrag geht es in erste Linie um die Lage in Mitteleuropa, speziell in Deutschland. Zu Lateinamerika z. B. vgl. den Artikel von Joaquín Alliende, Das Thema der Volksfrömmigkeit auf der Bischofskonferenz von Puebla, in: *Regnum* 14 (1979), S. 181–191, besonders S. 189–191.

<sup>2</sup> *Herderkorrespondenz* 34 (1979), S. 14 ff.

<sup>3</sup> Erwähnt seien Scheffzyc, von Balthasar, Beinert, Ratzinger, Welte, Albrecht, Köster, J. Auer, Dürig, Courth, Mühlen, Häring, Riedlinger, P. Schmidt, Smitmans, Keuck (mit Vorwort von Schelkle), A. Fries, Hemmerle, H. Zimmermann, Brandenburg, Padberg.

<sup>4</sup> Man denke an Stellungnahmen wie die von Basilea Schlink, Richard Baumann, Max Thurian, Hans Asmussen. Besonders auch Hans Dufel, Luthers Stellung zur Marienverehrung, Göttingen, 1968. Sowie: Brokard Meijer, Maria – evangelisch oder katholisch?, Köln, 1968; Hans-Joachim Mund (Hrsg.), Maria in der Lehre von der Kirche, Paderborn, 1979, J. Feiner/L. Vischer (Hrsg.), Neues Glaubensbuch. Der gemeinsame christliche Glaube, Freiburg-Zürich, 14. Aufl. 1978, 609–619.

<sup>5</sup> Von den vielen, vor allem kleineren Publikationen seien genannt: H. U. von Balthasar, Der dreifache Kranz. Das Heil der Welt im Mariengebet, Einsiedeln, 2. Aufl. 1977. Sowie: Rainer Scherschel, Der Rosenkranz – das Jesusgebet des Westens, Freiburg i. Br., 1979.

<sup>6</sup> Als Beispiele zitieren wir: J. Galot, Maria, Leutesdorf, 4. Aufl., 1977. H. M. Köster, Mariengebete – Gebetserfahrungen der Marienverehrung, München-Luzern, 1978. Sowie das von Actio Mariae in Zusammenarbeit mit dem Institut Marianum e.V. von Regensburg herausgegebene „Marienlob“, Abensberg, 1979, das viel Altes und ebenso auch Neues gesammelt hat.

<sup>7</sup> Hier könnte der von J. B. Metz geprägte Ausdruck einer „narrativen Theologie“ viel Anschauungsmaterial und manchen Gesichtspunkt finden.

<sup>8</sup> Vgl. u. a. H. U. von Balthasar, Theodramatik II/2, Einsiedeln, 1978, 269–330. Sowie K. Rahner, Maria und das Apostolat, in: *Sendung und Gnade*, München, 1959, S. 129–147.

<sup>9</sup> Joseph Kardinal Ratzinger, Erwägungen zur Stellung von Mariologie und Marienfrömmigkeit im Ganzen von Glaube und Theologie, in: Ratzinger/von Balthasar, Maria-Kirche im Ursprung, Freiburg i. Br., 1980, S. 18.

<sup>10</sup> a.a.O., S. 37 f.

<sup>11</sup> a.a.O., S. 20 f.

<sup>12</sup> Auf dem Gebiet der pädagogischen Fruchtbarmachung hat P. Kentenich sein Leben lang gearbeitet und so zur Heutig-werdung (aggiornamento) der Marienfrömmigkeit Erhebliches beigetragen. Vgl. u. a. Marianische Erziehung, Vallendar-Schönstatt, 1971 und: Daß neue Menschen werden, Vallendar-Schönstatt, 2. Aufl. 1978, sowie: Das Lebensgeheimnis Schönstatts, 2. Teil, Vallendar-Schönstatt, 1972.

# Muster und Mutter der Kirche in Glauben, Hoffnung und Liebe

Von Ernst Fuchs

## 1. Kirche im Wellental

Der alte Walliser Bischof Nestor Adam hielt an der letzten gesamtschweizerischen Plenarversammlung der Synode 72 – damals als Präsident der Schweizerischen Bischofskonferenz – eine vielbeachtete Homilie. „Die Kirche im Sturm“ lautete der Titel – eine Ausdeutung des Sturmes, den die Apostel mit Jesus zusammen auf dem See Genesareth erlebten. „Dieses gewaltige Ereignis“, sagte der Bischof, „wurde oft erklärt und gedeutet. Was ist das für ein Boot, das von den Wellen hin- und hergetrieben wird? Schon sehr früh sah man darin ein Bild der Kirche. Auch sie kann wie ein Boot in manchen Sturm geraten, erleidet aber nie Schiffbruch. Diese wenigen Zeilen des Evangeliums sind eine prophetische Vorhersage der Geschichte der Kirche Christi. Wir können nach zweitausend Jahren die tiefe Wahrheit der biblischen Worte sehr gut erfassen. Die authentische Geschichte der Kirche ist nicht immer erbaulich, aber sie ist lehrreich. Man nimmt gerne an, daß sie in Ruhe und Frieden abgelaufen wäre. In Wirklichkeit folgten sich innere und äußere Prüfungen in ununterbrochener Folge<sup>1</sup>.“

„Kirche im Sturm“ bedeutet auch „Kirche im Wellental“. Vor allem wenn wir an die inneren Prüfungen der Kirche von heute denken, dürfte diese Formulierung verständlich sein.

Im folgenden gehe ich davon aus, daß die gemeinten inneren Prüfungen in ihren Symptomen für uns bekannte, gleichsam evidente Tatsachen sind. Ich muß sie also nicht mit wissenschaftlicher Umsicht darlegen und mit statistischem Material absichern. Ich darf mir erlauben, diese Symptome nur stichwortartig und skizzen- und bruchstückhaft in Erinnerung zu rufen.

### 1.1 Symptome

Schon seit langem bemerkt und beklagt man einen Rückgang der Gottesdienstbesucher, desgleichen einen massiven Rückgang der kirchlichen Berufe zum Priester- und Ordensstand, eine steigende Zahl der Austritte aus der Kirche, einen stetig sinkenden Einfluß der Kirche und des Christentums überhaupt auf das öffentliche Leben und schließlich einen, wie man sagt, stillen Abfall der Massen. Ich entsinne mich an ein Gespräch, das wir vor einigen Jahren in Estavayer mit dem damals neuen Weihbischof Bullet von Fribourg hatten. Freimütig und

spontan berichtete der Bischof plötzlich, was ihn in seiner Amtsführung bisher am meisten bedrücke: „la déchristianisation des masses“.

Viele Jugendliche gehen, auch wenn sie häufig die heilige Messe besuchen und dabei selbstverständlich kommunizieren, jahrelang nicht mehr beichten. Wer bei Schulentlassenen Religionsunterricht erteilt (ich tue das schon seit gut acht Jahren), stellt immer wieder erstaunt fest, wie gering und verschwommen jegliches Glaubenswissen ist, wie verschwommen und orientierungslos die Auffassungen in sittlichen Fragen sind. Und das ist fast von Jahr zu Jahr deutlicher spürbar, vor allem, wenn wir an die Jugendlichen der Großstädte denken. Fügen wir hinzu: Und das alles trotz der Reformen des Konzils, trotz der Erneuerungsarbeit der Synoden, trotz der vielfältigen Bemühungen für eine zeitgemäße Verkündigung und Katechese. Vieles fällt bei vielen auf steinigem Boden und unter die Dornen.

Wenn wir solche und ähnliche Erscheinungen typisieren wollen, also in etwa verallgemeinern, dann müssen wir sagen – und zwar ganz ohne jegliche Resignation, einfach um des Realismus und der Wahrheit willen: Das religiöse Leben des Katholiken heute ist geprägt von Unsicherheit und Unwissenheit, von Überdruß und Gleichgültigkeit, von Zerrissenheit und Polarisierung. In der Schweizerischen Kirchenzeitung vom 23. Juni dieses Jahres fand sich ein Bericht aus dem Priesterrat der Diözese Chur mit dem Titel: „Polarisierung in der Kirche“. Aus dem zweiten Teil des Berichtes zitieren wir ein paar Sätze: „Kirche in der Krise – warum? In seinem Einführungsreferat ‚Traditionalistengruppen als Symptom einer Krise‘ setzte Dr. Hans Rossi (Disentis) die Akzente anders. Der ‚Fall Lefèbvre‘ ist nicht so sehr ein ‚Fall Lefèbvre‘ an sich, als vielmehr ein ‚Fall der Kirche‘, der uns alle angeht. Die Kirche befindet sich in einer Krise wie kaum je. Viele Menschen fühlen sich von ihr frustriert, wenn nicht sogar betrogen, und Lefèbvre ist für sie – auch wenn sie seine Ziele nicht einmal kennen – einfach der Mann, der sich für die Unzufriedenen einsetzt. Tiefgreifendster, wenn auch nicht einziger Grund der Krise ist der falsch verstandene Pluralismus des Glaubens, der in schärfstem Gegensatz zur bisherigen Lehrtradition steht.“

Das mag genügen. Den letzten Satz habe ich nicht zitiert, um mich mit dem „tiefgreifendsten Grund“ voll einverstanden zu erklären. Ich wollte nur andeuten, daß wir hinter den Symptomen die Gründe suchen müssen.

## 1.2 Diagnose

Wenn ein Patient zum Arzt kommt, sucht dieser zuerst die Symptome der Krankheit, dann stellt er die Diagnose und verschreibt schließlich die Therapie. Der Patient ist für uns die „Kirche im Wellental“. Einige von den Symptomen haben wir genannt. Lassen wir zunächst die Diagnose folgen. Für diesen Zweck

muß ich vorerst ein paar Akzente setzen, indem ich zu umschreiben versuche, was Kirche ist:

Die Kirche ist ein Organismus, in dem natürliches und übernatürliches Leben zusammenwächst, in dem jeder einzelne Mensch und die Menschheit als Gemeinschaft durch das Wirken des Heiligen Geistes zur Vollendung in Jesus Christus heranreift.

Eine Diagnose will die Wurzel einer Krankheit bloßlegen, weil Symptombehandlung nicht genügt und der Kurpfuscherei gleichkommt. Entsprechend der Wesensumschreibung der Kirche wollen wir eine doppelte Wurzel der Krankheit unterscheiden.

Die Wurzel der Krankheit ist erstens im *übernatürlichen* Leben des Organismus Kirche zu suchen. Als Kronzeugen will ich Hans Urs von Balthasar zitieren. In seinem Aufsatz „Das marianische Prinzip“ – erschienen bereits 1971 im Herder-Taschenbuch „Klarstellungen“ – findet sich ein hartes Urteil. Der Text ist unterdessen schon oft verwendet worden, weil er offenbar treffend ist und im Kern unvermindert Aktualität besitzt: „Die nachkonziliare Kirche hat ihre mystischen Züge weitgehend eingebüßt, sie ist eine Kirche der permanenten Gespräche, Organisationen, Beiräte, Kongresse, Synoden, Kommissionen, Akademien, Parteien, Pressionsgruppen, Funktionen, Strukturen und Umstrukturierungen, soziologischen Experimente, Statistiken: mehr als je eine Männerkirche, es sei denn ein geschlechtsloses Gebilde, in dem die Frau so weit ihren Platz erobern wird, als sie bereit ist, selber ein solches zu werden<sup>3</sup>.“

„Die Kirche hat ihre mystischen Züge weitgehend eingebüßt“: damit ist typisierend sehr scharf die Wurzel der Krankheit im übernatürlichen Organismus der Kirche bloßgelegt. Anders formuliert dürfen wir wohl sagen: Die Krankheit besteht darin, daß die Kirche nicht mehr so sehr geheimnisvoll als übernatürlicher Organismus, sondern vorherrschend als Idee, Struktur und Organisation und damit weithin als Menschenwerk gewertet wird.

Bezeichnenderweise zeigt sich aber genau darin auch die Krankheitswurzel im natürlichen Lebensbereich der Kirche. Dieser Erkenntnis wollen wir einen Augenblick unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Wir erinnern uns: Im Organismus der Kirche wächst natürliches und übernatürliches Leben zu einer Einheit zusammen. Das II. Vatikanische Konzil hat dies in der Kirchenkonstitution „Lumen Gentium“ so ausgesprochen: „Die irdische Kirche und die mit himmlischen Gaben beschenkte Kirche sind nicht als zwei verschiedene Größen zu betrachten, sondern bilden eine einzige komplexe Wirklichkeit, die aus menschlichem und göttlichem Element zusammenwächst.“

Um dieses menschliche Element geht es also, wenn behauptet wird, daß der Organismus Kirche auch an einer natürlichen Krankheit leide, die wir als Wurzel-

krankheit bezeichnen können. Vielleicht gewinnen wir mit dieser Sicht der Probleme einen Schlüssel, der nicht nur befähigt, die Krise der Kirche in ihren tiefsten Ursachen zu verstehen, sondern sie auch in den Stand setzt, nach Mitteln Ausschau zu halten, die geeignet sind, genau diese Krankheit zu überwinden. Man kann die These in etwa so verdeutlichen: Alles Krankhafte, das in der Seele des modernen Menschen vorhanden ist, ist auch in der Kirche zu finden, weil die Glieder der pilgernden Kirche immer auch Kinder ihrer Zeit sind. Wenn das stimmt, muß eine Konsequenz so lauten: In dem Maße als die Kirche von heute die seelische Krankheit des modernen Menschen übersieht und unbeantwortet läßt, wird sie, erstens, selber ein Opfer dieser Krankheit und sucht der Patient, zweitens, anderswo seinen Arzt, seine Rettung, sein Heil. Dazu die Aussage eines Arztes.

Prof. Carl Müller, Bern, hat vor einigen Jahren schon in der „Schweizer Ärztezeitung“ in mehreren Folgen zeitkritische Betrachtungen angestellt. In der Nummer 4 vom 23. Januar 1974 schrieb er unter der Überschrift „Wo steht der Mensch heute?“:

„Alle Verhältnisse sind heute aus den Fugen geraten, die sozialen wie die politischen, die ökologischen wie die industriellen, die geistigen wie die erotischen. Die menschlichen Beziehungen haben sich in einen Kampf aller gegen alle aufgelöst. Unsere Welt ist voller Dämonen, Irr- und Aberglauben machen sich breit, und lähmende Angst ergreift die Seelen. Sie vergiften die Beziehungen zwischen Menschen und Völkern. Wir versuchen sie mit Schlagwörtern zu verschrecken, nennen sie Technik, Verkehr, Übervölkerung, Kommunismus, Radioaktivität, Inflation, Umweltverschmutzung usw. und vergessen dabei, daß hinter diesen Ungeheuern, die uns bedrohen, der Mensch steht, der sie verursacht hat. Sie sind Krankheitssymptome einer überzivilisierten Welt, nicht die Krankheit selbst. Immer noch möchten wir sie mit Kurpfuscherei wegkurieren, weil uns der Mut fehlt, der Realität ins Auge zu blicken.“ Und gegen Schluß des kurzen Aufsatzes heißt es: „Jede menschliche Institution, sei es ein Staatsgebilde, die Forschung, die Technik, seien es die stagnierenden Kirchen, restlos jede ist gezwungen, eingelaufene Geleise zu verlassen, sich selber endlich wieder in Frage zu stellen, auf den Wahrheitsgrund hinabzusteigen.“

„Die Beziehungen zwischen Menschen und Völkern sind gestört und vergiftet“: das dürfte wohl der Kern der zeitkritischen Betrachtungen von Prof. Müller sein, der Wahrheitsgrund, zu dem wir hinabsteigen, die Realität, die wir mutig ins Auge fassen sollen und nicht mit Kurpfuscherei wegkurieren dürfen.

### 1.3 Therapie: Maria

Wenn es stimmt, daß die Kirche ein Organismus ist – ein Bindungsorganismus, wie wir hinzufügen –, in dem natürliches und übernatürliches Leben zusammenwächst, dann suchen wir nun den Punkt, das Glied und das Organ, von dem aus eine Therapie zur Gesundung beginnen muß, damit der wachsende Organismus die Krise überwindet.

#### 1.3.1 Maria – lebendiges Heilmittel

Pater Kentenich, der sein Leben ganz als Dienst an der Kirche und an der Seele des modernen Menschen verstanden hat, gibt in seinem therapeutischen Denken eine klare und immer gleiche Antwort. Sie scheint verblüffend einfach, schließt aber eine ganze Welt in sich – nichts weniger als eine universelle, ganzheitliche Neuwerdung der Kirche und des Menschen. Sie lautet: Maria, und zwar Maria, wie sie in organischer Verbindung mit Jesus Christus, mit der Kirche und mit der Welt steht. Immer wieder wies er darauf hin, daß die Gottesmutter Maria im Organismus der Kirche im Schnittpunkt von Natur und Gnade zu finden sei, dort, wo natürliches und übernatürliches Leben zusammenwächst. Er nannte sie gerne das Herz der Kirche unter Christus, dem Haupt. In unlösbarer Zwei-Einheit mit ihm ist sie die Lebens- und Liebesmacht in der Kirche. Oder er erklärte ihre Bedeutung mit dem Bild der Waage. Sie ist die „Waage der Welt“. Wenn die Welt aus dem Gleichgewicht geraten ist, so muß sie dort Hilfe suchen, wo das Gleichgewicht vollendet zu finden ist, bei Maria.

#### 1.3.2 Sinndeutung

Stellen wir uns auf diesen Boden, so wird uns eine vielleicht überraschende, sicherlich aber eine beglückende und befreiende Erkenntnis geschenkt: die Sinndeutung der heute ins Unabsehbare wachsenden Krise in Kirche und Welt.

Im Hintergrund haben wir uns vermutlich schon lange gefragt: Warum führt Gott die Kirche Jesu Christi so weit hinab ins Tal der Erniedrigung? Wie steht es um seine Liebe und Barmherzigkeit, wenn er die Patienten Kirche und Welt so sehr leiden läßt?

Wir wagen eine Antwort: Die Barmherzigkeit Gottes beabsichtigt, daß die Kirche von heute und der Mensch von heute so lange nach unten gehen, bis sie das Kreuz Christi neu entdecken und beim Kreuze seine Mutter Maria. „Das Kreuz und das Marienbild laßt reichen / den Völkern mich als das Erlösungszeichen, / daß niemals voneinander wird getrennt, / was Vaters Liebesplan als Einheit kennt“: so betete Pater Kentenich 1944 im Konzentrationslager Dachau. Wenn die Kirche den Kelch der Erniedrigung bis zur Neige getrunken hat und sich mit Maria und als eine neue Maria unter das Kreuz stellt, dann wird sie auch mit den

Worten des Magnificat der Welt die erlösende Frohbotschaft neu verkündigen können: „Er hat herabgeschaut auf die Niedrigkeit seiner Magd.“

Die Kirche der Zukunft wird nach unserer Überzeugung in diesem Sinne eine ausgeprägt marianische Kirche sein. Pater Kentenich jedenfalls arbeitete Tag und Nacht und bis zuletzt an der Verwirklichung einer solchen Schau. Er deutete die heutige Schicksalsstunde der Kirchen- und Weltgeschichte in der Weise, daß die „marianische Modalität“ der Kirche deutlicher denn je gelehrt und gelebt werden müsse. „Mit Maria hoffnungsfreudig und siegesgewiß in die neueste Zeit“ lautete seine letzte Parole. „Marianische Modalität“ – eine Wendung, die er von Pater Engelbert Zeitler SVD dankbar übernommen hatte – besagte für ihn in einer anderen, vor allem nach dem Konzil gebrauchten Formulierung, Maria sei „Muster und Mutter der Kirche“. In diesen beiden Worten faßte er das achte Kapitel der Kirchenkonstitution des letzten Konzils und das Ereignis der Proklamation Mariens als „Mutter der Kirche“ durch Papst Paul VI. am 21. November 1964 wegweisend zusammen.

## 2. Maria Muster der Kirche

In Artikel 63 der Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die Kirche wird Maria „Typus der Kirche“ genannt. Das bedeutet sinngemäß „Modell der Kirche“ oder mit einem deutschen Wort noch verständlicher „Vorbild der Kirche“ oder des Wortspiels und der Einprägsamkeit willen „Muster der Kirche“. „Die Gottesmutter ist, wie schon der heilige Ambrosius lehrte, der Typus der Kirche unter der Rücksicht des Glaubens, der Liebe und der vollkommenen Einheit mit Christus.“

Artikel 65 erklärt diese Lehre noch deutlicher: „Die Kirche aber wird, um die Ehre Christi bemüht, ihrem erhabenen Typus ähnlicher durch dauerndes Wachstum in Glaube, Hoffnung und Liebe und durch das Suchen und Befolgen des Willens Gottes in allem. Daher blickt die Kirche auch in ihrem apostolischen Wirken mit Recht zu ihr auf, die Christus geboren hat, der dazu vom Heiligen Geist empfangen und von der Jungfrau geboren wurde, daß er durch die Kirche auch in den Herzen der Gläubigen geboren werde und wachse.“

Wollen wir den tiefen Gehalt dieser Aussage noch mehr sichtbar machen, so müssen wir das Leben Marias in seinen entscheidenden Stunden betrachten und diese ihre Sternstunden für die Kirche von heute sinngemäß ausdeuten.

Wir können im Marienleben eine Art Dreigestirn entdecken: eine Sternstunde des Glaubens im Augenblick der Verkündigung, eine Sternstunde der Hoffnung unter dem Kreuz und eine Sternstunde der Liebe im Ereignis von Pfingsten.

## 2.1 Glaube: dienende Kirche – Verkündigung

Beginnen wir bei der Verkündigung. „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft.“ Wir sehen Maria vor uns in ihrer Feinhörigkeit, ganz offen für Gott, ganz bereit für seinen Wunsch. Mit einem unerhörten Wagnis sagt sie Ja zu der unglaublich klingenden Botschaft. Zwar denkt sie nach und stellt eine Frage: „Wie wird dies geschehen, da ich keinen Mann erkenne (Lk 1, 34)?“ Aber nachdem sie die erklärenden Worte vernimmt: „Der Heilige Geist wird über dich kommen“ und „Bei Gott ist kein Ding unmöglich“ (Lk 1, 35 und 37), setzt sie das wohl größte Wagnis ihres Lebens: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn, mir geschehe nach deinem Wort“ (Lk 1, 38).

Glaube, Hoffnung und Liebe haben sich in ihrem Leben zwar immer in vollkommener Harmonie durchdrungen und ergänzt, aber in der Verkündigungsstunde sehen wir sie als die große Glaubende, die fähig und bereit ist, zu horchen und wagemutig zu glauben.

Wollen wir diese Stunde in der Perspektive „Muster der Kirche“ ausdeuten auf die heutige Kirche, dürfen wir so sagen: Bei der Verkündigung ist Maria durch ihren vorbildhaften Glauben auch zum Muster einer dienenden Kirche geworden: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn.“ Das ist eine der grundlegenden Eigenschaften, die von der Kirche heute verlangt werden: dienen – nicht herrschen. Im Vorwort der Konstitution über die „Kirche in der Welt von heute“ wendet sich das Konzil ehrfürchtig an den Menschen von heute und sagt: „Die heilige Synode bekennt darum die hohe Berufung des Menschen, die erklärt, daß etwas wie ein göttlicher Same in ihn eingesenkt ist, und bietet der Menschheit die aufrichtige Mitarbeit der Kirche an zur Errichtung jener brüderlichen Gemeinschaft aller, die dieser Berufung entspricht. Dabei bestimmt die Kirche kein irdischer Machtwille, sondern nur dies eine: unter der Führung des Geistes, des Trösters, das Werk Christi selbst weiterzuführen, der in die Welt kam, um der Wahrheit Zeugnis zu geben; zu retten, nicht zu richten; zu dienen, nicht sich bedienen zu lassen.“

Also: In dem Maße als die Kirche der Dienerin des Herrn ähnlich wird, wird sie dienende Kirche für das Heil der Welt.

## 2.2 Hoffnung: Jenseitsorientierte Kirche – Paschamysterium

Gehen wir einen Schritt weiter und betrachten wir Maria unter dem Kreuz. Eine Sternstunde der Hoffnung, sagten wir.

Während die Apostel vor dem Kreuz flohen, weil sie mit solch einem Ärgernis und solch einer Torheit nicht mehr auf das ersehnte Gottesreich zu hoffen vermochten, steht Maria ungebrochen da. Obgleich das Kreuz, menschlich betrachtet, das Ende, den totalen Mißerfolg und Zusammenbruch bedeutet, bleibt

sie stehen, weil in ihr eine „Hoffnung gegen alle Hoffnung“ (Rö 4, 18) lebt, eine Hoffnung jenseitigen Ursprungs. Sie wird gerade dort voll sichtbar, wo alle menschlichen Stützen und Begründungen zusammenbrechen. In ihrer auf das Jenseits ausgerichteten Zuversicht und Hoffnung umfängt Maria bereits das Morgen des anbrechenden Ostertages.

Mich dünkt, Maria stehe damit vor uns als das Muster einer jenseitsorientierten Kirche. Jenseitsorientierte Kirche bedeutet: Hinein in die jenseitige Zuversicht durch Verzicht auf menschliche Sicherungen und Sicherheit, bedeutet Abbau von Gesetz, Organisation und Institution zu Gunsten des Lebens, des Lebens der Heiligkeit. Karfreitag und Ostern, Kreuz und Auferstehung hat das Konzil als ein einziges geheimnisvolles Geschehen bezeichnet, als das Paschamysterium, wie es vor allem in der Liturgie vollzogen wird. Das Paschamysterium soll nach den Worten der Liturgiekonstitution das Leben der Gläubigen, das Leben der Kirche so prägen, „daß das Menschliche auf das Göttliche hingeeordnet und untergeordnet ist, das Sichtbare auf das Unsichtbare, die Tätigkeit auf die Beschauung, das Gegenwärtige auf die künftige Stadt, die wir suchen.“ So dürfen wir demnach auch hier sagen: In dem Maße als die Kirche der Mutter unter dem Kreuz ähnlich wird, wird sie zu der vom Konzil gewünschten jenseitsorientierten Kirche.

### 2.3 Liebe: Familienhafte Kirche – Pfingsten

Tun wir den dritten Schritt und betrachten Maria im Pfingstsaal. „Die Liebe Gottes ist ausgegossen in unsere Herzen durch den Heiligen Geist, der uns verliehen wurde“, sagt Paulus im Römerbrief (5, 5). Pfingsten ist eine Sternstunde der Liebe, weil der Heilige Geist, die personhafte Liebe im Dreifaltigen Gott, auch die Menschen, die Herzen der Menschen, miteinander verbindet. Wenn von den ersten Christen berichtet wird, daß sie „ein Herz und eine Seele“ (Apg 4, 32) waren, weist das hin auf das Pfingstereignis und den Pfingstsaal, den uns die Apostelgeschichte mit den bekannten Worten schildert: „Sie alle verharren einmütig im Gebete zusammen mit den Frauen, mit Maria, der Mutter Jesu, und seinen Brüdern“ (1, 14).

Pfingstliche Kirche ist mit Maria und durch Maria familienhaft geeinte Kirche, die vom Heiligen Geist unter die Völker gesandt wird. Ihre Aufgabe ist es, als „Licht der Völker“ die Menschen zu einer Familie zu einen. Das wird besonders klar in der Pastoralconstitution über die „Kirche in der Welt“ ausgesprochen: „Gott, der väterlich für alle sorgt, wollte, daß alle Menschen eine Familie bilden und einander in brüderlicher Gesinnung begegnen. Alle sind ja geschaffen nach dem Bild Gottes, der aus einem alle Völker hervorgehen ließ, die das Antlitz der Erde bewohnen (Apg 17, 26), und alle sind zu einem und demselben Ziel, das heißt zu Gott selbst berufen. Daher ist die Liebe zu Gott und zum Nächsten das

erste und größte Gebot . . . Das ist offenkundig von höchster Bedeutung für die immer mehr voneinander abhängig werdenden Menschen und für eine immer stärker eins werdende Welt.“

Nochmals halten wir fest: In dem Maße als die Kirche die Apostel im Pfingstsaal nachahmt und Maria zum Muster nimmt, wird sie das Gebot der Stunde erfüllen, eine in der Liebe geeinte, familienhafte Kirche zu werden.

### 3. Maria – Mutter der Kirche

„Daher blickt die Kirche mit Recht zu ihr auf“, lautet der Ausgangspunkt unserer Betrachtung über den Vorbildcharakter der Gottesmutter. Doch das Konzil meint mehr als ein objektives Betrachten und Nachahmen ihrer Tugenden. Maria ist mehr als Muster der Kirche. Christus wurde durch das Wirken des Heiligen Geistes von der Jungfrau Maria geboren, damit er heute – wie zu aller Zeit – „durch die Kirche auch in den Herzen der Gläubigen geboren werde und wachse“. Deshalb sagen wir nun:

#### 3.1 Maria Mutter der Kirche in der Lehre der Kirche: Symbol für den Heiligen Geist

Mit einer bedeutsamen Feierlichkeit hat Papst Paul VI. am Schluß der dritten Sitzungsperiode des Konzils der Gottesmutter den Titel „Mutter der Kirche“ zuerkannt. Die Proklamation geschah zum Teil gegen den Wunsch mancher Konzilsväter, die um nachteilige Folgen für die Ökumene fürchteten. Inhaltlich freilich meint der Titel nichts anderes als was auch vom Konzil gelehrt wurde: „Indem sie (Maria) Christus empfang, gebar und nährte, im Tempel dem Vater darstellte und mit ihrem am Kreuz sterbenden Sohn litt, hat sie beim Werk der Erlösung in durchaus einzigartiger Weise in Gehorsam, Glaube, Hoffnung und brennender Liebe mitgewirkt zur Wiederherstellung des übernatürlichen Lebens der Seelen. Deshalb ist sie uns in der Ordnung der Gnade Mutter.“ Ferner: „Diese Mutterschaft Marias in der Gnadenökonomie dauert unaufhörlich fort, von der Zustimmung an, die sie bei der Verkündigung gläubig gab und unter dem Kreuze ohne Zögern festhielt, bis zur ewigen Vollendung aller Auserwählten. In den Himmel aufgenommen hat sie diesen heilbringenden Auftrag nicht aufgegeben, sondern fährt durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heils zu erwirken.“

Unter Katholiken ist es üblich, von der „Mutter Kirche“ zu reden, sie also als Mutter zu sehen und zu bezeichnen. Die Begründung und Berechtigung dieser Sprechweise ist darin zu sehen, daß die Kirche das Zwischenglied ist, durch das der Heilige Geist bewirkt, daß „Christus in den Gläubigen geboren werde und

wachse“. Genau aus diesem Grund bezeichnen wir „das vorzüglichste Glied der Kirche“, Maria, als Mutter der Kirche.

Der Heilige Geist hat sie nicht nur damals benutzt für ihre Mutteraufgabe am historischen Christus. Er benutzt sie auch heute und bis ans Ende der Zeiten für eine Mutteraufgabe am mystischen Christusleib der Kirche.

Hier stehen wir am entscheidenden Punkt. Alle menschlichen Formulierungen sind Mißverständnissen ausgesetzt. „Mutter Kirche“ und „Mutter der Kirche“ sind aus demselben Grunde den einen verständlich und den anderen mißverständlich, weil letztlich der Heilige Geist es ist, der in der Gnade die mütterliche Funktion ausübt. Wer Maria und die Kirche als Symbol des Heiligen Geistes betrachtet, hat keine Schwierigkeiten. Wer sie voneinander getrennt betrachtet, befürchtet überall Mißverständnisse und unterliegt ihnen auch.

Mir scheint, es sei im Interesse einer Ökumene auf lange Sicht, daß wir im Denken und Lehren, im Handeln und Sprechen an der Analogie und damit an den Symbolen festhalten. Pater Kentenich hat bei Gelegenheit gesagt: „Ich habe dort, wo ich von der Gottesmutter gesprochen, allezeit die Gottesmutter aufgefaßt als Symbol für den Heiligen Geist.“ In einem gewissen Sinne müssen wir freilich auch hier dem Mißverständnis wehren. Die Gottesmutter ist Symbol nicht nur im Sinne eines bloßen hinweisenden Zeichens, sondern eine Art „wirksames Symbol“, denn der Heilige Geist wirkt durch sie. Deshalb ist sie nicht nur Muster, sondern Mutter der Kirche, da sie ja auch, wie Pater Kentenich es in einer mehr wissenschaftlichen Weise formulierte, die „amtliche Dauergefährtnin und Dauergehilfin des Heilands beim gesamten Erlösungswerk“ ist.

### 3.2 Im charismatischen Lebensaufbruch Schönstatts: Kirche im kleinen

Als theologisches Lehrstück klingt das alles schwierig und abstrakt. Es wird konkret und damit einfacher zu verstehen, wenn wir die Realität Schönstatts betrachten, und zwar Schönstatt als „Kirche im kleinen“.

Wer sich die Mühe macht, die Geschichte Schönstatts zu studieren und dabei das Zeugnis des Gründers und aller Mitgründer ernst nimmt, kann feststellen, daß Maria sich an dieser Stelle in der Kirche, die da Schönstatt heißt, als Mutter der Kirche erwiesen hat. Von ihrem Heiligtum in Schönstatt aus hat Maria sich eine der vielen Kirchen im kleinen erbaut, die Zeugnis gibt von ihrer Mutteraufgabe in der Kirche und für die Kirche.

Im folgenden soll in einem ersten Schritt kurz nachgewiesen werden, daß Schönstatt in hervorragender Weise ein Werk Mariens genannt werden kann, ein „Kind“ der Mutter der Kirche und damit auch der Mutter Kirche. In einem zweiten Schritt sodann soll dargestellt werden, auf welchem Wege Schönstatt „Kind“ Mariens geworden ist.

Erstens: Ist Schönstatt wirklich ein Werk Mariens, so daß die Gottesmutter an dieser Kirche im kleinen als Mutter der Kirche offenbar wird? Wir fragen als Kronzeugen den Gründer, Pater Kentenich. Er muß es wissen. An seinem 25jährigen Priesterjubiläum 1935 bekannte er in einem schlichten, aber unmißverständlichen Satz: „Was geworden, was durch mich geworden, was durch Sie (seine Zuhörer, die Mitglieder des Schönstattwerkes) geworden, ist geworden durch unsere Dreimal wunderbare Mutter von Schönstatt.“ Den gleichen Sachverhalt könnten wir durch ein längeres Zitat aus der Zweiten Gründungsurkunde von 1939 belegen. Bis ins Einzelne hinein wird dort aufgezeigt, daß die Gottesmutter als die Dreimal wunderbare Mutter und Königin von Schönstatt das Werk geschaffen hat. Bis zu seinem Tode hat Pater Kentenich mit wachsendem Nachdruck und großer Festigkeit immer wieder herausgestellt: Schönstatt ist nicht bloß Menschenwerk, sondern Gotteswerk, geworden unter den mütterlichen Händen Mariens. Aus heutiger Sicht können wir hinzufügen: Weil in Schönstatt alles durch Maria geworden ist, hat sie sich als Mutter der Kirche erwiesen.

Zweitens: Die Bedeutung einer solchen Aussage werden wir besser erkennen, wenn wir nun im zweiten Schritt verdeutlichen, auf welche Weise das geschah, in welchen Ereignissen sich das vollzogen hat. Eines freilich müssen wir bereits bis jetzt verstanden haben: Die Gottesmutter wirkt vor allem dort als Mutter der Kirche, wo Menschen sich von ihr abhängig machen, wo sie sich an sie binden, wo sie, wie wir in Schönstatt sagen, ein Liebesbündnis mit ihr schließen. In der Gebundenheit an sie kann sie ihr mustergültiges Leben, ihre vorbildhaften Haltungen weiterschenken, besonders ihren Glauben, ihre Hoffnung und ihre Liebe. Oder anders und noch deutlicher gesagt: Wo Menschen Maria als Mutter annehmen und ihr Leben in sich aufnehmen, wird der Heilige Geist wirksam mit seiner Lebensmacht. Zwar wirkt der Heilige Geist, wo er will. Aber dort, wo er Maria findet, wo er zuerst Maria gestaltet, dort kann er Christus besser volle Gestalt annehmen lassen.

Wir nennen Schönstatt gerne auch einen „charismatischen Lebensaufbruch in der Kirche“. Dieser Lebensaufbruch war aber nicht ein einmaliges, isoliertes Ereignis, er bildet vielmehr eine Geschichte. Die Gottesmutter schenkt sich und der Heilige Geist wirkt durch sie in einer Bundes- und Bündnisgeschichte. Auch in dieser Geschichte gibt es, ähnlich wie im Leben Mariens, schicksalhafte Stunden, Sternstunden, die über alles entscheiden. Pater Kentenich nannte sie im Rückblick „Meilensteine“. In ihnen ist der charismatische, geistgewirkte Lebensaufbruch deutlich verdichtet. Drei Meilensteinen der Schönstätter Bundes- und Bündnisgeschichte wollen wir nun im einzelnen nachgehen.

### 3.2.1 Der erste Meilenstein: 18. Oktober 1914 – Glaube

Der erste Meilenstein trägt das Datum des 18. Oktober 1914. Es ist gleichsam die Verkündigungsstunde Schönstatts. Ein charismatisches Geschehen, wenn wir das Ereignis von Gott her betrachten; ein wagemutiges, heroisches Glauben, wenn wir das menschliche Werkzeug, den Gründer Pater Kentenich, betrachten. Tatsächlich hat er jene Stunde als das größte Wagnis seines Lebens, als ein Glaubenswagnis bezeichnet: als ein Stehen in göttlichem Licht. Wie Maria hat er in der Stille sein Fiat gesagt und sich in Dienst nehmen lassen. Maria prägt 1914 der beginnenden Schönstattgemeinschaft die Züge einer Kirche ein, die wagemutig glaubt und zum Dienst bereit ist.

### 3.2.2 Der zweite Meilenstein: 20. Januar 1942 – Hoffnung

Der 20. Januar 1942 ist der zweite Meilenstein. Pater Kentenich entscheidet sich, alle menschlichen Befreiungsversuche fallen zu lassen und nach Dachau ins Konzentrationslager zu gehen. „Verstehe dies bitte im Glauben an die Realität der Übernatur und an die Schicksalsverwobenheit der Glieder untereinander“, schreibt er aus dem Gefängnis nach Schönstatt, wo sein Entschluß nicht so leicht verstanden wird. Es ist gleichsam die Stunde von Golgotha, das Stehen der Gottesmutter unter dem Kreuz – wiederum ein charismatisches Geschehen. „Stehen in göttlicher Zuversicht“ nennt es Pater Kentenich. Maria prägt der wachsenden Schönstattfamilie den Heroismus der Hoffnung ein, den Grundzug einer jenseitsorientierten Kirche.

### 3.2.3 Der dritte Meilenstein: 31. Mai 1949 – Liebe

Der dritte Meilenstein ist verbunden mit dem 31. Mai 1949. Es geht um die Sendung Schönstatts für Kirche und Welt, es geht um die Diagnose der hereinbrechenden Krisen und Erschütterungen, es geht um die Interessen der Gottesmutter. Pater Kentenich entschließt sich, nach einer bischöflichen Visitation seiner Gründung auf bestimmte Fragen in einem ausführlichen Dokument zu antworten. Das letzte und entscheidende Motiv seines Handelns ist die Liebe zur Kirche. Im Interesse einer erneuerten familienhaften Kirche hatte er zur Feder gegriffen und den Schritt des 31. Mai gewagt. Danach ging er schweigend in eine Verbannung, die vierzehn Jahre dauerte. Die Gesinnung, die ihn in diesen 14 langen Jahren beseelte, weisen die Worte aus, die er sich als Grabinschrift wählte: *Dilexit Ecclesiam* = Er liebte die Kirche.

Wiederum wurde aus der nachfolgenden Geschichte deutlich, daß sich in dieser Stunde ein charismatisches Geschehen ereignet hatte. In die Schönstattgeschichte ist es als das „Coenaculumereignis“ eingegangen. Pater Kentenich nannte es „Stehen in göttlicher Kraft“, das heißt in der Kraft und Liebe des Hei-

ligen Geistes. Am Beginn einer neuen Etappe der Schönstattgeschichte prägte die Gottesmutter dieser Kirche im kleinen die Züge einer von Liebe erfüllten familienhaften Kirche ein.

Erinnern wir uns zum Schluß daran, daß in all dem, was wir von der Gottesmutter gesagt haben, eine Verheißung liegt. Maria hat einstmals Christus das Leben geschenkt. Ihr Auftrag, ihre Aufgabe als Mutter dauert fort. Sie ist auch berufen, heute mitzuhelfen für eine Neugeburt der Kirche, wie sie den Plänen Gottes entspricht. Sie vermag es, weil der Heilige Geist durch sie wirkt.

Setzen wir an das Ende das Wort eines orthodoxen Bischofs, das wir sinngemäß ergänzen auf Maria hin: „Ohne den Heiligen Geist – wir ergänzen: und ohne Maria, das Symbol des Heiligen Geistes – ist Gott fern, bleibt Christus in der Vergangenheit, das Evangelium ein toter Buchstabe, die Kirche nur eine Organisation, die Autorität nur Herrschaft, die Mission nur Propaganda, der Kult eine Beschwörung und christliches Handeln eine Sklavenmoral. Aber mit ihm – wir ergänzen nochmals: und mit ihr, Maria, weil der Heilige Geist dort wirkt, wo sie ist – erhebt sich der Kosmos und stöhnt in den Geburtswehen des Königreiches, ist der auferstandene Christus da, ist das Evangelium die Kraft des Lebens, bedeutet die Kirche die dreieinige Gemeinschaft, ist Autorität befreiender Dienst, ist die Mission ein Pfingsten, ist die Liturgie Gedenken und Vorwegnahme, ist das menschliche Handeln verherrlicht“<sup>4</sup>.

<sup>1</sup> Schweizerische Kirchenzeitung 1975, S. 613.

<sup>2</sup> a.a.O., S. 388.

<sup>3</sup> a.a.O., S. 70.

<sup>4</sup> Schweizerische Kirchenzeitung 1977, S. 531.

Der Artikel stellt die gekürzte und leicht überarbeitete Fassung eines Vortrags dar, der in Neuschönstatt, Quarten (Schweiz) gehalten wurde.

# Die Mariologie Kardinal Newmans<sup>1</sup>

Eine Zusammenfassung

Von Lutgart Govaert

Nicht nur die englische Welt, sondern auch die katholische und anglikanische Kirche hat in Newman einen Mann erkannt, der in der Kirchengeschichte einen einzigartigen Platz einnimmt und dessen ganzes Leben die Verwirklichung seiner Grabschrift war: „ex umbris et imaginibus in veritatem“.

Auch die Entwicklung der Mariologie Newmans kann als ein Voranschreiten „ex umbris et imaginibus in veritatem“ verstanden werden. Diesen Weg in die Wahrheit legte er jedoch in der Kraft des „milden Lichtes“ zurück, um das er wenige Tage vor dem Entstehen der Oxfordbewegung in einem Gedicht gebeten hatte: „Führe du, mildes Licht, im Dunkel, das mich umgibt, führe du mich hinan!“

In der vorliegenden Arbeit konnte aufgezeigt werden, wie sehr dieses „milde Licht“ ihn auch im Ringen um die wahre Lehre über Maria und die echte Marienverehrung in seinem persönlichem Leben und im Leben jener, die ihm als Priester anvertraut wurden, Tag für Tag begleitet hat. In der Treue zu diesem Licht wurde es ihm in der Gnade möglich, unaufhörlich der geistigen Erkenntnis die Tat im persönlichen Leben folgen zu lassen und so zu jener tiefen Harmonie zu gelangen, in der Glaube zu Erkenntnis, Erkenntnis aber zu erlöstem Leben und erlöstes Leben wiederum zu Gebet „im Geist und in der Wahrheit“ (Joh 4, 23) wird.

Newmans persönliche Fragen sind zu allgemeinen Fragen in unserer Zeit geworden, die nach Persönlichkeiten rufen, die so wie Newman eine Antwort aus dem existentiellen Vollzug dessen geben können, was sie als Licht erkannt haben. Newman hat immer zuerst gelebt, was er lehrte, und konnte darum immer aus einer ganzheitlichen Schau der Dinge sprechen, die sowohl das Natürliche als auch das Übernatürliche umfaßte und zu einer fruchtbaren Synthese brachte. Er kannte nicht die Kluft zwischen Erkenntnis und Lebensvollzug, die heute als Folge der *superbia mentis* wie eine lähmende Krankheit das Wachstum des Geistes im Lichte des Glaubens hindert oder ganz unmöglich macht.

Diese Studie wollte das Wachstum des Geistes Newmans im Lichte des reifen Glaubens am Beispiel seiner Mariologie aufzeigen. Denn die gleiche Angst, Maria könnte den Weg zu Christus versperren, die der anglikanische Newman gekannt hat, hat heute die katholische Kirche ergriffen. Ihnen allen, die darin

unsicher geworden sind, ruft Newman gleichsam als ein Prophet zu, daß man an Maria nicht vorbeigehen kann, ohne den Glauben an Christus anzugreifen. Er erinnert sie an die Antwort, die die Geschichte selbst gegeben hat: Wo Maria verehrt wurde, wurde ihr göttlicher Sohn geliebt, wo aber die Marienverehrung zurückging, betete man bald Christus als den vollkommenen Menschen an und nicht mehr als Sohn Gottes. – Auch die Krise in der Kirche, in der wir leben, rechtfertigt somit die Wahl des Themas, das eine Antwort auf die beiden Fragen zu geben versucht: Auf welchen Wahrheiten beruhte Newmans Glaube an die Gottesmutter? Und: Wohin führte ihn dieser Glaube?

Die ersten vier Kapitel des ersten Hauptteiles gaben eine Antwort auf diese beiden Fragen. In den Jahren, da Newman zum erstenmal seinen Glauben an die Muttergottes öffentlich bekennt, wird Maria von vielen Anglikanern vergessen und sogar verachtet. Eine nähere Betrachtung dieser Tatsache zeigt jedoch, daß der Unglaube der Anglikaner und der Glaube Newmans eine gemeinsame Wurzel haben: ihre Haltung dem Christusgeheimnis gegenüber. Die Anglikaner zögern, einzugestehen, daß Christus wahrer Gott ist, der Mensch geworden ist – und folglich fehlt für den Titel Mariens, Mutter Gottes, in ihren Augen jede Grundlage. Für Newman ist demgegenüber die Menschwerdung die zentrale Wahrheit seines Glaubensbekenntnisses und des Lebens der Kirche. So ist es ihm unmöglich, den Platz Mariens zu leugnen, der ihr in der Menschwerdung und in der Erlösung unanfechtbar zukommt. Aus diesem Grunde wurden in einem ersten Kapitel hauptsächlich die Christologie Newmans und die beiden Privilegien Mariens, ihre Gottesmatterschaft und ihre Jungfräulichkeit, studiert. Wie nachgewiesen wurde, sieht Newman eine Konsequenz seines Glaubens darin, eine bestimmte Marienverehrung anzuerkennen, die Maria auf Grund ihres einzigartigen Platzes in der Menschwerdung und in der Erlösung zukommt. Andererseits aber halten die anglikanische Theologie und Liturgie sein theologisches Denken noch in Grenzen. Trotz dieser grundsätzlichen Anerkennung sieht er sich deshalb genötigt, eine Unterscheidung zu machen zwischen Lehre und Verehrung. Diese erweist sich jedoch für die Folgezeit als sehr fruchtbar. Tatsächlich glaubt Newman bereits die Lehre der katholischen Kirche über die Heilige Jungfrau und Gottesmutter Maria, aber er lehnt noch die Marienverehrung dieser Kirche ab. Darin aber wird sich in Newman ein Wandel vollziehen. Die drei folgenden Kapitel der Studie zeigen den Ursprung und die Gründe dieses Wandels auf. Den ersten positiven Ansporn zur Marienverehrung findet Newman nämlich in dem Artikel des Credo, in dem er seinen Glauben an die „Gemeinschaft der Heiligen“ bekennt. Dieser Glaube läßt ihn die Kirche als eine Gemeinschaft betrachten, die sichtbar und unsichtbar zugleich ist und deren typisch christliches Band, das alle Mitglieder dieser Gemeinschaft untereinander vereinigt, das fürbittende Gebet ist. Nicht nur die Lebenden beten füreinander, sondern auch die Heiligen im Himmel leisten Fürbitte für die streitende

Kirche auf Erden. Newman schließt daraus, daß die Muttergottes für uns eintritt, „aber“ wir können sie nicht anrufen. Mit diesem „Aber“ bleibt Newman für einige Zeit an der Grenze der anglikanischen Theologie stehen, und zwar im Gehorsam gegenüber der anglikanischen Kirche. Einer der größten Vorwürfe Newmans an die Kirche Roms besteht darin in der „Mariolatrie“, die sie erlaube. Warum findet Newman diesbezüglich die Haltung der anglikanischen Kirche gerechtfertigt und warum klagt er die römisch-katholische Kirche an?

Von den „Neununddreißig Artikeln“ der anglikanischen Kirche wird Newman eine Unterscheidung zwischen Fürbitte und Anrufung nahegelegt, die aber von den Anglikanern zu Newmans Zeit praktisch nicht angenommen wird. In der damaligen anglikanischen Theologie wurde die Fürbitte der Heiligen und deren Anrufung verworfen, weil beide weder eine Grundlage in der Heiligen Schrift noch im Leben der Kirche der ersten Jahrhunderte hätten. Dazu tritt die Befürchtung der Anglikaner, die Heiligenverehrung könnte über die Gottesverehrung gestellt werden. Außerdem lehrt die anglikanische Kirche das protestantische Prinzip, daß die Heilige Schrift allein die Totalität der Glaubenswahrheiten enthalte. Zugleich nimmt sie aber auch das katholische Prinzip von der Tradition an. Die anglikanischen Theologen haben diese beiden Prinzipien miteinander zu versöhnen gesucht, indem sie in einer Auslegung des Kanons des hl. Vinzenz von Lerin das „quod semper“ an erste Stelle rücken, anstelle des „quod ubique“. Der Anglikanismus beruft sich auf die Apostolizität und wirft der katholischen Kirche vor, ihren Mangel an Apostolizität hinter der Betonung ihrer Katholizität zu verbergen. Zugleich aber kann die Tradition, wie sie von der anglikanischen Kirche angenommen wird, nicht mehr als eine verbale Entwicklung bedeuten, da nach ihrer Ansicht ja bereits alles in der Heiligen Schrift explizit enthalten ist.

Newman anerkennt eine Episkopaltradition und eine prophetische Tradition. Unter Episkopaltradition versteht er die festumrissene Lehre der Kirche, welche die Bischöfe einträchtig in der Sukzessionslinie von den Aposteln durch Symbole und Riten empfangen haben. Die prophetische Tradition umschließt eine Vielfalt des Glaubensschatzes, in dem Erklärungen, Beschlüsse, Nuancen, Anpassungen, die sich alle im Laufe der Zeit expliziert haben, sich verzweigen und gegenseitig ergänzen. Diese Tradition ist praktischem und volkstümlichem Irrtum ausgesetzt. So sieht und beurteilt es Newman im Rahmen der anglikanischen Theologie. Mit ihr verwirft er die historische Interpretation der Tradition, die von den katholischen Theologen angenommen wird. Er wirft der römisch-katholischen Kirche vor, sich dieser historischen Interpretation bedienen zu haben, um neue Inhalte zum apostolischen Depositum hinzuzufügen. Darum klagt er sie der Korruption an.

So stellt sich am Ende des dritten Kapitels Newmans Haltung klar heraus: er nimmt die römische Marienverehrung nicht an, weil er sie als eine Neuerung in-

nerhalb der römischen Kirche betrachtet. Zugleich aber kennt er eine tiefe Verehrung für Maria, für die er sich auf das Prinzip der Heiligen Schrift beruft, die von Maria spricht, um das Christusgeheimnis hervorzuheben und mitzuteilen.

Das vierte Kapitel befaßt sich mit dem größten Gedankenumsturz, den Newman in seinem Leben erfahren hat. Sein Glaube an die anglikanische Kirche wird erschüttert, als er auf Grund historischer Ereignisse erfährt, daß er ihr die Apostolizität nicht ohne weiteres zuerkennen kann, wie er es bis jetzt immer getan hat. Dank seiner historischen Studien erkennt er, daß die „Via Media“ der anglikanischen Kirche als Mittelweg zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Protestantismus häretisch ist. Diese „Via Media“ jedoch hatte er gewählt, um die anglikanische Kirche durch die Oxfordbewegung zu retten und ihr neues Leben zu geben.

Wie kam er zu dieser Einsicht? Im Jahre 1839 studiert er die historischen Positionen nach dem Konzil von Chalcedon und dort entdeckt er Parallelen mit der heutigen Situation. Die Monophysiten um Dioskur hatten eine mittlere Position zwischen Rom und den extremen Monophysiten gewählt. Diese gemäßigte Position, die sich mit der Position der anglikanischen Kirche zwischen dem Protestantismus und der Kirche Roms deckt, wird verurteilt. Die Lektüre eines Artikels von Kardinal Wiseman, den Newman in dieser Zeit liest, macht ihn aufmerksam, daß das Kriterium für diese Verurteilungen nicht die Apostolizität, sondern die Katholizität war, nach dem Prinzip des hl. Augustinus: „securus iudicat orbis terrarum“. Newman sieht darin das Signal zum Kampf. Er will die anglikanische Kirche retten und publiziert darum einen Artikel über ihre Katholizität. Zwei Jahre lang vermag ihn dies zu beruhigen. Im Jahre 1841 publiziert er den „Traktat 90“, worin er die „Neununddreißig Artikel“ im katholischen Sinne auszulegen sucht und der Frage nachgeht, ob die anglikanischen Artikel notwendig in einem Gegensatz zu den Dekreten des Konzils von Trient stehen. Newmans Nein löst einen wahren Skandal aus. Ein anglikanischer Bischof nach dem anderen verurteilt Newman. Zur gleichen Zeit aber war Newman durch das neu aufgegriffene Studium des Arianismus noch zu weiteren Erkenntnissen vorgegangen, wobei seine bereits erschütterten Anschauungen sich immer weniger der Evidenz entziehen können: die Semi-Arianer nahmen die gleiche Stellung ein wie die anglikanische Kirche jetzt, während die Position der „großen katholischen Kirche“ sich in Rom verewigt.

Die Veröffentlichung des „Traktat 90“ bringt Newman auch in Briefwechsel mit einem katholischen Priester, Dr. Russel. Dieser macht Newman bewußt, daß er die Praxis der römisch-katholischen Kirche zum Teil falsch einschätze. Um dies zu beweisen, schickt er ihm eine Reihe von Andachtsheftchen, durch die auf Newman wieder jenes „milde Licht“ scheint, das ihn weiterführen soll. Newman übersteigt in diesem Licht die von der anglikanischen Theologie ge-

setzten Grenzen, vor allem jene, die er sich durch das absolute Festhalten an der verbalen Entwicklung der Tradition auferlegt hat. In seiner „Apologia pro vita sua“ bezeugt Newman selbst, daß ein zeitliches Zusammenfallen zwischen seinem ersten Einblick in die echte Entwicklung der Glaubenslehre und seiner neuen Sicht der Marienverehrung besteht. Daß in einer englischen Übersetzung von Marienpredigten des hl. Alfons von Ligouri einzelne Teile ausgelassen werden, macht Newman darauf aufmerksam, daß es Äußerungen der Marienverehrung geben kann, die in Italien sehr gut passen, jedoch für England nicht geeignet sind. Diesen Sachverhalt will er nun erklären und verteidigen. Auch erkennt er nun, daß das Bild der Mutter Gottes in der katholischen Kirche im Laufe der Zeit immer klarer in das Blickfeld getreten ist. Als Newman im Jahre 1843 in der Fünfzehnten Universitätspredigt eine Skizze von der Entwicklung der Glaubenslehre bringt, wählt er als Ausgangspunkt den Glauben Mariens.

Diese Entwicklung im Denken Newmans hat eine erste Schwierigkeit in bezug auf die Marienverehrung beseitigt. Sie war historischer Art: Er war früher überzeugt gewesen, daß für die Marienverehrung weder in der Heiligen Schrift noch bei den Kirchenvätern ein Fundament zu finden sei. Seine Studie der Entwicklung der Glaubenslehre zeigt ihm jedoch, daß er sich darin geirrt hat. Es bleibt noch eine zweite, theologische und praktische Schwierigkeit zu überwinden. Für den anglikanischen Newman waren Marienverehrung und Christentum unvereinbar: das Christentum beruht auf direkten, unmittelbaren Beziehungen zwischen der Seele und Gott. Maria und die Heiligen anzurufen bedeutet aber, die Herrschaft Gottes über unsere Herzen zu verhindern, weil ein Geschöpf an die Stelle des Schöpfers tritt.

Ein aufmerksames Lesen der Werke des hl. Athanasius bringt Newman die Antwort auf diesen Einwand. Athanasius sagt wiederholt, daß die menschliche Natur durch die Menschwerdung Christi verherrlicht wurde, weil sie dank der Erlösung Anteil am göttlichen Leben hat, ohne daß jedoch der ontologische Unterschied zwischen Schöpfer und Geschöpf verwischt wird. Hier findet Newman eine neue Grundlage für die Heiligenverehrung. Außerdem führt ihn die Auseinandersetzung zwischen dem hl. Athanasius und den Arianern zum Verständnis der einzigartigen Stellung der Mutter Gottes. Die Arianer betrachteten Christus als den Ersten aller Geschöpfe. Die Kirche bestätigt die Gottheit Christi und weist diesen ersten Platz jener zu, die durch ihre Gottesmatterschaft Gott näher ist als alle anderen Geschöpfe. Ihr kommt auch alle Ehre zu, deren ein Geschöpf würdig ist. Doch bleibt ihre Sendung klar unterschieden von der Sendung Christi, so wie auch die römische Marienverehrung grundsätzlich verschieden bleibt von der Christusanbetung. Die Ehre Christi, die Newman als Anglikaner durch die Marienverehrung bedroht sah, wird, wie er jetzt erkennt, erhöht durch die Ehre, die seiner Mutter erwiesen wird.

Im Lichte all dieser Erkenntnisse gelangt Newman zu seiner These der Entwicklung der Glaubenslehre in der Kirche Roms und es eröffnet sich für ihn der Weg nach Rom: am 9. Oktober 1845 tritt er zur römisch-katholischen Kirche über.

Der katholische Newman kennt keine Veränderung seiner religiösen Anschauungen mehr. Er hat am Tage seiner Bekehrung auch die verschiedenen Formen der katholischen Marienverehrung angenommen. Obwohl er gedanklich unterscheidet zwischen Lehre und Verehrung, weist er in seinen Briefen und Predigten unaufhörlich darauf hin, daß diese beiden im Lebensvollzug eines Katholiken nicht getrennt werden dürfen. Diese Haltung wird aus dem zentralen Prinzip der Mariologie Newmans klar. Seine geschichtlichen Studien haben ihm gezeigt, wie sehr Maria im Laufe der Jahrhunderte den Glauben an Christus gefördert und gegen Häresien gesichert hat. Ihre Sendung in der Geschichte der Kirche und in der Entwicklung der Glaubenslehre besteht hauptsächlich darin, das Glaubensgeheimnis zu beleuchten und zu verteidigen. Dies aber ist nichts anderes als die Fortsetzung ihrer Aufgabe, die sie beim Aussprechen des „fiat“ auf sich genommen hat: Christus den Menschen geben, damit sie gerettet werden. Newman sagt mehr als einmal, daß jener, der sich weigert, Maria zu verehren, in der Gefahr ist, Christus zu vergessen. Es ist sicher kein Zufall, wenn in unseren Tagen gerade dieser Gedanke von Papst Pius XII. aufgenommen worden ist. Am 4. Mai 1952 ruft er die Gläubigen zur Marienverehrung auf, damit sie durch Maria für Christus bewahrt bleiben: „Darum dürfen wir die Mutter nicht vom Sohne trennen. Sein Tod auf Golgotha war ihr Martyrium; sein Sieg ist ihre Erhöhung. Das Zeugnis dreier Jahrhunderte bestätigt die Tatsache, daß, wie der gelehrte Kardinal Newman es so klar gesehen hat, ‚die Katholiken, die die Mutter verehrten, noch immer den Sohn verehren, während jene, die jetzt aufhören, den Sohn zu bekennen, damit anfangen, die Mutter zu belächeln‘. Seid also immer bereit, mit allem Eifer eures Glaubens, der Jungfrau und Mutter die Ehre eurer Dankbarkeit, eurer Liebe und Treue zu erweisen<sup>2</sup>.“

Newman verteidigt diesen gleichen Hauptgedanken in seinem „Brief an Pusey“, seinen anglikanischen Freund. Darin bemüht er sich, alles, was er über die Mutter Gottes denkt, zum Ausdruck zu bringen. Dabei geht er von jener theologischen Autorität aus, die auch von Pusey akzeptiert wird: von den Kirchenvätern. Das erste Bild Mariens, das er in ihren Schriften vorfindet, ist das Bild von Maria als der zweiten Eva. Diese Parallele zwischen Maria und Eva ermöglicht es ihm, daraus einerseits die Heiligkeit Mariens und ihre Unbefleckte Empfängnis und andererseits auch ihre Würde und ihre leibliche Aufnahme in den Himmel abzuleiten. Newman legt dar, welches die Privilegien Mariens, der zweiten Eva, sind, und zeigt auf, daß sie ihr im Hinblick auf ihre Gottesmutterchaft und ihre geistliche Mutterchaft für die Gläubigen verliehen worden sind. Nachdem Newman im ersten Teil die Lehre über Maria dargelegt hat, widmet er den zweiten Teil des „Briefes an Pusey“ der Legitimität der Marienverehrung und gibt

die Prinzipien an, durch die das richtige Maß dieser Verehrung gefunden werden kann, nachdem Pusey ihn vor allem auf eine Reihe von Mißbräuchen und Übertreibungen in der katholischen Kirche aufmerksam gemacht hatte. Newman schlägt folgende Verhaltensregel vor, die vor Übertreibungen zu schützen vermag: sich des gesunden Verstandes bedienen und sich ausrichten nach der geoffenbarten Wahrheit. Er betont unaufhörlich, daß die Rolle Marias keine andere ist als ein Dienst am Christusgeheimnis.

Im zweiten Hauptteil der Studie wurde versucht, die Ergebnisse des ersten Hauptteiles zu systematisieren. Es konnte eine wahre Entwicklung in der Mariologie Newmans nachgewiesen werden, und im Hinblick auf die sieben Kriterien, die er in dem „Essay der Entwicklung der Glaubenslehre“ erarbeitet hat, eine Konfrontation mit der Mariologie Newmans vorgenommen werden.

Newman hat das erste Kriterium, die Einheit des Typus in seiner Mariologie, die gegründet ist auf die Heiligkeit Mariens, immer erhalten, da die aktive Kontinuität seiner Prinzipien – das zweite Kriterium – sich in der Gegebenheit der Heiligen Schrift, daß Maria die Mutter des Erlösers ist, verifizieren läßt. Die Erschütterung seiner Anschauungen hat ihn nicht zu einer Leugnung seiner Prinzipien geführt, sondern – als drittes Kriterium – zur Assimilation dessen, was er zuerst abgelehnt hat: die katholische Marienverehrung. Er leitet die Unbefleckte Empfängnis logisch ab aus ihren Privilegien – eine Illustration des vierten Kriteriums. In seinen frühesten Auffassungen über Maria findet sich bereits keimhaft, was sich später entfalten wird – das Bild Mariens als der zweiten Eva. Darin ist die Antizipation als fünftes Kriterium gegeben. Sein ganzes Leben hindurch erhält sich – als sechstes Kriterium – ein Grundgedanke in Newmans Mariologie, nämlich, daß die ganze Sendung Mariens darin besteht, Christus zu dienen. Schließlich hat Newmans Lehre über die Mutter Gottes und seine Marienverehrung in seinem Leben sich als dauerhaft und fruchtbar erwiesen, wie es das siebte Kriterium erfordert.

Für sich allein genommen hat keines dieser Kriterien genügend Beweiskraft. Zusammen betrachtet aber stellen sie als sich anhäufende Probabilitäten für Newmans Grundidee immer klarer und sicherer heraus: Maria sind ihre Privilegien auf Grund ihrer Sendung im Heilsplan Gottes zuerkannt worden. Sie erheben sie auf den ersten Platz unter allen Geschöpfen. Keinen Augenblick aber hört sie auf, die Menschen hinzuführen zu Christus.

So vollzog sich der ganze theologische Werdegang im Gehorsam gegenüber seinem Gewissen im Verwirklichen dessen, was er als mildes Licht erkannte: „... ich habe immer behauptet, Gehorsam selbst gegen ein irriges Gewissen sei der beste Weg, Licht zu gewinnen. Es komme nicht darauf an, wo man anfange, sondern daß man voll Glauben vom Gegebenen ausgehe; für Gott kann alles Mittel zur Wahrheit werden; dem Reinen ist alles rein, er findet in allem eine ver-

edelnde, neuschaffende Kraft<sup>3</sup>.“ So wurde Newmans Bitte, vom Licht geführt zu werden, Tag für Tag Wirklichkeit. Die Entwicklung seiner Mariologie zeigt an einem konkreten Beispiel, zu welcher Klarheit die treue Befolgung des milden Lichtes führt. Es geleitet den ehrlichen Suchenden zur Erkenntnis jener Wahrheit, die zugleich Quelle und Kraft zur Verwirklichung des Erkannten ist, und führt zu jenem Wissen, das zum Gewissen wird. So vollzieht sich im Menschen, der sich dieser Wahrheit ausliefert, immer mehr die ursprüngliche Einheit mit Gott, mit sich selbst und mit den anderen in der Vorwegnahme der seligen Schau Gottes: „ex umbris et imaginibus in veritatem“.

<sup>1</sup> Der Beitrag stellt das zusammenfassende Schlußkapitel einer Dissertation an der Päpstlichen Universität Gregoriana in Rom dar, die 1975 unter dem Titel „Kardinal Newmans Mariologie und sein persönlicher Werdegang“ im Universitätsverlag Anton Pustet, Salzburg und München, gedruckt herauskam. Der Wert des Beitrags leuchtet bei seiner Lektüre unmittelbar auf, wenn auch manche Dinge, wie es der Synthese eines Schlußkapitels entspricht, in sehr gedrängter Form gesagt werden. Das Studium der ganzen Arbeit kann nur empfohlen werden. Kardinal Newman ist auch auf dem Felde der Mariologie ein Lehrer, dessen Zeit nicht vergangen, sondern im Kommen ist. – Dem Verlag Anton Pustet sei für die Genehmigung des Abdrucks an dieser Stelle aufrichtig gedankt.

<sup>2</sup> Pius XII., *Discorsi e radiomessaggi XIV*, 3. Aufl., Vaticano 1953, 130.

<sup>3</sup> *Apologia pro vita sua*. Ausgewählte Werke von John Henry Kardinal Newman, I, Hrsg. von Matthias Laros und Werner Becker, Mainz 1951, 206.

### **„Gewalttäter Gottes“ – das Phänomen Johannes Paul II.**

Um die vierzig Bücher von und über Papst Johannes Paul II. sind in diesem Sommer im deutschsprachigen Buchhandel zu haben. Sie reichen von eigenen Werken des Papstes wie „Zeichen des Widerspruchs“, „Primat des Geistes“ und „Der Laden des Goldschmieds“, die entstanden, ehe er den Stuhl Petri bestieg, über Biographien – die beste ist die von Mieczyslaw Malinski – bis hin zu Dokumentationen seiner Aktivitäten als Papst: Enzykliken, Ansprachen usw. In einem Kommentar von fachmännischer Seite heißt es, es sei „vorläufig kein Ende der Neuerscheinungen abzusehen“. „Der reiselustige Papst“ werde „durch seine Unternehmungen die Vielschreiber und Bildreporter weiter in Trab halten“ (Michaela Pilters: Ein Papst wird vermarktet, in: Börsenblatt für den deutschen Buchhandel, 22. Mai 1980, S. 1293). Die Autorin merkt zu den Publikationen über den Papst allerdings auch an: „Die meisten Bücher sind in Eile geschrieben und herausgebracht, mit der Wahrheit nehmen es vor allem die nicht-katholischen Verlage nicht so ganz genau. Die Spekulationen um eine heimliche Liebe des Papstes oder mögliches Agieren als Untergrundkämpfer während der Okkupationszeit sind zählebige Gerüchte ...“ (a.a.O.).

Die Flut der Bücher bestätigt, was alle Welt weiß: Der Papst aus Polen ist ein populärer Mann. Auch zwei Jahre nach seiner Amtsübernahme scheint seine Anziehungskraft sich nicht im geringsten abgenutzt zu haben. Seine jüngsten Reisen in sechs afrikanische Länder und nach Frankreich haben es von neuem erwiesen. Worin besteht das Geheimnis seiner attraktiven Volkstümlichkeit? Das bekannte amerikanische Nachrichtenmagazin „Time“ formulierte es im Rückblick auf den USA-Aufenthalt des Papstes im Oktober 1979 so: „Während seiner siebentägigen Reise der Freude durch die Vereinigten Staaten erhärtete Papst Johannes Paul II., was seine früheren Reisen nach Mexiko und Polen schon offenbar gemacht hatten. Nach kaum einem Jahr im Amt entpuppt sich der Papst als der Typ von strahlkräftigem Führer, nach dem die Welt so sehr hungert. Er vermittelt den Menschen das Gefühl, daß sie über die Niederungen ihres Lebens emporgehoben wurden, und zeigt ihnen, daß sie besserer Regungen und edlerer Taten fähig sind, als sie selbst geglaubt haben.“ Mit einem Satz: „Er ist einer jener ganz seltenen Führer, die Vertrauen in die grundlegende Güte des Menschen einflößen“ („Time“, 15. Okt. 1979, S. 16).

Auch in Deutschland, und keineswegs nur bei den Katholiken, erfreut sich der Papst großer Sympathie. „Zwei Drittel der Deutschen mögen den Papst“ war ein Bericht der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 3. April (Gründonnerstag) 1980 überschrieben, In dem Bericht war zu lesen: „Nach einer Repräsentativ-

umfrage zu Anfang dieses Jahres finden 19 Prozent der Bevölkerung den Papst ‚ausgezeichnet‘ und 45 Prozent ‚gut‘; nur 5 Prozent gefällt er ‚wenig‘ und 3 Prozent ‚gar nicht‘.“ An diesem günstigen Urteil sind alle Schichten der Bevölkerung beteiligt. Interessant ist dabei, daß von den befragten Arbeitern nur 33 Prozent regelmäßige Kirchgänger sind, jedoch 73 Prozent den Papst als „ausgezeichnet“ oder „gut“ einschätzen. Bei der Beantwortung der Frage, ob man den Papst für fortschrittlich oder für konservativ halte, gab es gegenüber einer im November 1979 durchgeführten Frage eine Verschiebung. Während im November 1979 60 Prozent der Befragten den Papst für „fortschrittlich“ und 22 Prozent für „konservativ“ einstufen, sahen ihn im Januar 1980, also zwei Monate später, nur noch 55 Prozent als „fortschrittlich“ und 27 Prozent als „eher konservativ“ an.

Eine Ausnahme in der Beurteilung des Papstes – das ist inzwischen kein Geheimnis mehr – bilden bestimmte Kreise von Intellektuellen, Theologen und Priestern. Hatten sie anfangs dem neuen Papst einen gewissen Vertrauenscredit eingeräumt und sich im ersten Jahr seiner Regierung mit Kritik zurückgehalten, so zeigen sie sich nun offen enttäuscht. Vor allem der Fall Küng hat ihre Unzufriedenheit laut werden lassen; aber nicht weniger und schon vorher hatten die klaren Äußerungen des Papstes zur Ehe- und Sexualmoral, zur Stellung der Frau in der Kirche, zum Zölibat der Priester ihr Mißfallen erregt. Ihre Kommentare lauten: „Das Konzil wird eingefroren.“ Oder: „Viele Katholiken sind enttäuscht. Ihre Kirche gibt sich seit dem Amtsantritt von Papst Wojtyla nicht offen, sondern reaktionär.“

Demgegenüber hieß es in der „Frankfurter Allgemeinen“ vom 8. Februar dieses Jahres in einem Beitrag ihres römischen Korrespondenten Heinz Joachim Fischer: „Es hieße ... Johannes Paul II. unterschätzen, wenn man meinte, er wolle nur die alte Ordnung restaurieren ... Er hat mehr mit der katholischen Kirche vor. Sie soll in einer unruhigen Welt verlässliche Ordnungsmacht sein. Er selbst fühlt die Verpflichtung, als ‚Fels Petri‘ und Repräsentant einer jahrhundertalten Institution der Welt eine intakte Autorität zu bieten ... Doch für diese Kirchenkonzeption muß sich der Papst auf seine Anhänger verlassen können; die Katholiken sollen sich nicht länger mit endogenen Schwierigkeiten mehr beschäftigen als damit, der Welt die Botschaft des Christentums zu bringen“ (a.a.O., S. 10).

Wie sehr dies, „der Welt die Botschaft des Christentums zu bringen“, das zentrale Anliegen des Papstes ist, geht aus einem Abschnitt seiner ersten Enzyklika hervor, wo es heißt: „Nicht umsonst hat Christus gesagt, daß ‚dem Himmelreich Gewalt angetan wird und die Gewalttätigen es an sich reißen‘; und ferner daß ‚die Kinder dieser Welt ... klüger sind als die Kinder des Lichts‘. Gern akzeptieren wir diesen Vorwurf, um wie jene ‚Gewalttäter Gottes‘ zu sein, die wir in der Geschichte der Kirche so oft gesehen haben und auch heute noch sehen, um uns bewußt im großen Auftrag zu vereinen, der da heißt: Christus der Welt

zu offenbaren, einem jeden Menschen zu helfen, damit er sich selbst in ihm wiederfinde, den heutigen Generationen unserer Brüder und Schwestern, Völkern, Nationen, Staaten, der Menschheit, weniger entwickelten und reichen Ländern: kurz, allen zu helfen, um die „unergründlichen Reichtümer Christi“ zu erkennen, damit diese jedem Menschen zur Verfügung stehen und zum Besitz eines jeden werden“ (Redemptor hominis, Nr. 11).

## Buchbesprechungen

DER REFORMIERTE SCHWEIZER THEOLOGE Karl Barth (1886–1968) gehört sicher zu den Geistern, die die Welt auf dem Felde ihres Berufes mächtig bewegt haben. Ein Zeichen, wie er auch im Raum des Katholischen schon relativ früh als sehr beachtenswert galt und beachtet wurde, ist die 1951 erfolgte Veröffentlichung des Buches „Karl Barth“ von Hans Urs von Balthasar, das aus einer Vortragsreihe des Winters 1948/49 über „Karl Barth und der Katholizismus“ hervorgegangen war. Es scheint auch, daß ihm das Los manch anderer, zu ihrer Zeit bekannter und anerkannter Theologen (z. B. auf katholischer Seite des ebenfalls 1968 verstorbenen Romano Guardini) erspart bleibt, nämlich zunächst einmal für wenigstens eine Generation übersehen zu werden. Dafür spricht, daß die 1975 erschienene Lebensbeschreibung von Eberhard Busch „Karl Barths Lebenslauf“, die im folgenden vorgestellt werden soll, 1978 bereits in dritter Auflage herauskommen konnte. In der Tat ist Barth mit seiner Theologie noch immer aktuell. Das liegt wohl nicht zuletzt daran, daß er die entscheidenden Vorgänge und Fragen unseres Jahrhunderts aufgriff und zu ihnen vom Evangelium her, wie er es verstand, in entscheidender Weise Stellung bezog. Barth war ein Mann, der intensiv die Zeichen der Zeit zu deuten versuchte. In seinem Wirken beschränkte er sich denn auch keineswegs auf Katheder und Seminar. Bekannt sind vor allem sein Engagement gegen das Naziregime als Professor in Bonn, das ihn zu einem der Initiatoren der Bekennenden Kirche machte (die „Barmer Erklärung“ von 1934 stammt aus seiner Feder), und ebenso seine prononcierte, schwer zu begreifende Position in der Frage der deutschen Wiederbewaffnung und des Ost-West-Verhältnisses nach dem Zweiten Weltkrieg. Busch meint überhaupt darauf hinweisen zu können, daß Barth seine theologischen Aussagen, „die er im entschlossenen Gehorsam gegen die Heilige Schrift ‚bilden‘ wollte“, zugleich auch „in seltener Weise ... bewußt in einem bestimmten Augenblick, im Blick auf ein bestimmtes irdisch-geschichtliches Gegenüber formuliert“ (Vorwort, S. 7).

Karl Barth wurde in Basel geboren, wo der Vater, später Professor der Theologie in Bern, Lehrer am Predigerseminar war. Nach den Gymnasialstudien schlug der Sohn die gleiche Berufsrichtung ein und begann in Bern Theologie zu studieren. Bald schon aber strebte er aus

seiner Heimat hinüber in das geräumigere Deutschland. Er studierte in Berlin bei Harnack und nach einem Zwischenaufenthalt in Bern und Tübingen bei Wilhelm Herrmann in Marburg, der den stärksten Einfluß auf ihn gewann. Nach einem guten Jahrzehnt praktischer Seelsorge als Vikar in Genf (1909–1911) und als Pfarrer in Safenwil/Aargau (1911–1921) siedelte er wieder nach Deutschland über, um zunächst in Göttingen (1921–1925), danach in Münster (1925–1930) und schließlich in Bonn (1930–1935) evangelische Theologie zu dozieren. Neben der schweizerischen nahm er auch die deutsche Staatsangehörigkeit an. Angesichts seiner aktiven Gegnerschaft zum Nationalsozialismus mußte er seinen Lehrstuhl in Bonn aufgeben und in die Schweiz zurückkehren, wo er fortan als gefeierter, allerdings auch ungeheuer fleißiger Lehrer an der Universität seiner Geburtsstadt wirkte. Zu einem längeren Aufenthalt in Deutschland kam es in der Folgezeit, abgesehen von zwei Bonner Gastsemestern 1946 und 1947, nicht mehr. Doch war er zeit seines Lebens „dem von uns aus der Ferne so oft umsorgten und bekopfschüttelten Deutschland“, „diesem so rätselhaften und aufregenden und anspruchsvollen Volk“ immer aufgetan und blieb, „weil an allem sofort von innen beteiligt, auch gänzlich einer der ihrigen“ (S. 346). Inzwischen hatte seine Lehrtätigkeit weltweites Echo gefunden. Aus den fernsten Ländern kamen Studenten nach Basel, um ihn zu hören. Gleichzeitig erhielt er Einladungen zu Vorlesungen von Ungarn bis Schottland. Im Alter von 76 Jahren unternahm er 1962 sogar noch eine Reise zu Gastvorträgen in die USA. Auch die Weltkirchenkonferenzen von Amsterdam 1948 und die von Evanston 1953 wollten nicht auf seine Dienste verzichten.

Dieses ganze reiche Leben rekonstruiert Busch in der Hauptsache aus Briefen und autobiographischen Notizen seines Helden, so daß es Karl Barth selber ist, der zum Leser spricht.

Bei vielen Katholiken ist der Name Karl Barth unzertrennlich mit der „dialektischen Theologie“ verbunden. Doch ist damit das Werk Barths inhaltlich nur zum Teil bezeichnet. In seinen Anfängen war er zunächst unter dem Eindruck Kants und Schleiermachers durchaus ein Anhänger der liberalen evangelischen Theologie gewesen. Der Umbruch erfolgte, als er sich, beginnend im Sommer 1916 unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges, dem Studium

des Römerbriefes zuwandte. In der ersten Ausgabe seines „Römerbriefes“ von 1919 steht dann die Erkenntnis, die die Abkehr von der liberalen Theologie mit ihrer Betrachtung des Christentums als religionsgeschichtliches Phänomen signalisierte: daß es sich beim Reiche Gottes nicht „um einen Emporstieg innerhalb des alten Äon, sondern um den Anbruch eines neuen“ handle. „Die in Christus geschehene Offenbarung ist ja eben nicht die Mitteilung . . . einer Weltformel, deren Besitz die Möglichkeit einer Beruhigung böte, sondern Kraft Gottes, die uns in Bewegung setzt, Schöpfung eines neuen Kosmos, Durchbruch eines göttlichen Keims durch widergöttliche Schalen“ (S. 112 f.). In der zweiten Auflage der Römerbrief-Erklärung 1922 ist die dialektische Theologie voll da: „Gott! Wir wissen nicht, was wir damit sagen. Wer glaubt, der weiß, daß wir es nicht wissen.“ Gottes Offenbarung ist zugleich „die denkbar stärkste Unkenntlichmachung Gottes.“ Gott ist „das Jenseits des Diesseits und des Jenseits“ (S. 132). Doch bleibt Barth nicht bei dieser emphatischen Betonung der Distanz zwischen Gott und Mensch. In der „Kirchlichen Dogmatik“, die von 1930 an das Hauptwerk seines Lebens werden sollte (mit insgesamt 9185 Seiten), wird der Bund Gottes mit dem Menschen der leitende Gedanke. Gott, der „Ganz Andere“, ist zugleich der menschenfreundliche Gott. Der Mensch kann durchaus Partner Gottes sein. In Jesus Christus, in dem sich ein reales Zusammensein von Gott und Mensch ereignet, wird der Bund ermöglicht. „Das ist Gottes Liebe, daß er, der dessen nicht bedarf, . . . nicht ohne den Menschen sein will“ (S. 293). Freilich: auch als Partner des Bundes gibt es keine Mitwirkung des Menschen im Heil durch Christus, sondern nur die Haltung des reinen Empfangens (S. 296). Die Grundeinstellung der dialektischen Theologie hält sich durch, nicht zuletzt auch hinsichtlich der Möglichkeit einer natürlichen Theologie und aller darin gegebenen Folgerungen. „Gott wird nur durch Gott erkannt“ (S. 297). Auch zur Erkenntnis des wirklichen Menschen kommt man nur durch die Offenbarung Gottes in Christus. Alle anderen Wege sind als Irrwege ausgeschlossen, vor allem auch der der katholischen „analogia entis“.

Das Buch übergeht selbstverständlich nicht die Begegnungen Barths mit der katholischen Kirche und katholischen Theologen. Besondere Gelegenheit ergab sich dazu in Münster und Bonn. Später in Basel entstand der Kontakt mit Hans Urs von Balthasar. Nicht vergessen wird

das Vorwort zu Hans Küngs „Rechtfertigung“ von 1957. Besonderer Beachtung wert ist, daß Barth im Zusammenhang der Behandlung von Scheebens „Mysterien des Christentums“ in seinem Seminar des Wintersemesters 1956/57 sich notiert, Scheeben sei unter den Theologen „auf deutschem Gebiet sicher der größte, den die römisch-katholische Kirche in der Neuzeit hervorgebracht hat“ (S. 248). Große Anteilnahme brachte Barth dem II. Vatikanischen Konzil entgegen. Im Herbst 1966 folgte er einer Einladung in den Vatikan und hatte dort eine Privataudienz bei Paul VI. Das Resümee dieses Besuches: „Die Kirche und Theologie drüben ist in einem Maß in Bewegung geraten, das ich mir so nicht vorgestellt habe.“ Und: „Der Papst ist nicht der Antichrist“ (S. 502). Wenn er auch nicht, was manche befürchteten, die Absicht hatte, in die katholische Kirche überzutreten, so kann man doch von einem „katholischen“ Barth sprechen. Diese Katholizität darf man vor allem in der entschiedenen Betonung des Charakters des Christentums als einer „Religion von oben“, als wahrhaft übernatürlicher Religion sehen, die einzig auf der Initiative Gottes in der Menschwerdung des Ewigen Wortes beruht. – Man muß nicht professioneller Theologe sein, um das Buch mit Gewinn zu lesen. Trotz seines Umfangs liest man es ohne Langeweile. Im Leben Karl Barths hat ein wesentliches Stück Zeitgeschichte des Christentums Gestalt gewonnen.

*Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf. Nach seinen Briefen und autobiographischen Texten, 3. Aufl., München 1978: Christian Kaiser Verlag, 560 S., DM 24,80.*

E. Monnerjahn

MIRCEA ELIADE (GEB. 1907 IN BUKAREST, Studien in Paris und Indien, seit 1958 Professor für vergleichende Religionswissenschaft in Chicago) ist nicht nur einer der führenden Religionswissenschaftler der Welt, sondern auch „Schriftsteller und Orientalist“, wie er sich einmal in seinem Tagebuch selbst bezeichnet. In seinem berühmten Standardwerk „Die Religionen und das Heilige“ hat er in Ablehnung marxistischer und materialistischer Anschauungen überzeugend nachgewiesen, daß das religiöse Grundphänomen des Heiligen nicht etwa das Ergebnis einer *Entwicklung* ist, sondern das *bleibende* Grundelement im menschlichen Bewußtsein darstellt. Wo „Mensch“ ist, ist auch immer schon „Religion“.

Nach fünfzig Jahren vergleichender Religionsforschung und dreißig Jahre nach dem erwähnten Standardwerk legt Eliade nun ein mehrbändiges Opus vor, das man getrost als die „Summe“ seines Wissens und der heutigen religionsgeschichtlichen Forschung bezeichnen kann.

In einer zunächst auf drei Bände (der Verlag spricht neuesten von einem vierten Band) projektierten „Geschichte der religiösen Ideen“ schlägt Eliade den Bogen der Religionsgeschichte von den Anfängen des Menschen bis heute. Es ist ein Inventar aller der Weisen, wie der Mensch seine „Götter“ aufgefaßt und dadurch seinem Leben und der Welt einen Sinn zu geben versucht hat.

Von den bisher vorliegenden zwei Bänden führt der erste Band von der Steinzeit über die Veden bis zu den Religionen der antiken Hochkulturen (Griechenland, Iran) und der biblischen Offenbarungsreligion (Israel). Der zweite Band reicht von Gautama Buddha bis zu den Anfängen des Christentums. Er behandelt alle großen Religionen der Welt in der klassischen Antike: China, Indien, die römisch-griechische, hellenistische und germanische Welt, das Judentum und frühe Christentum, die Religionen der Thraker, Kelten und Perser. Die heute lebendigen Religionen werden hier von ihrer Entstehung her beschrieben. Jeder Band bringt einen außerordentlich umfangreichen Schlußteil (ca. 100 Seiten), der über den neuesten Forschungsstand informiert und sich zugleich kritisch mit der relevanten Literatur auseinandersetzt.

Eliade weist überzeugend nach, daß Religion ein anthropologisches Kontinuum darstellt, in dem der homo faber immer auch schon als ein homo ludens, sapiens und religiosus erscheint. Dies demonstriert er weltweit an allen uns bekannt gewordenen Symbolen und Zeugnissen aus den Kulturbereichen der verschiedensten Gesellschaften. Wenn auch die Ausdrucksformen unerschöpflich variieren und die Kulturen immer wieder Neues hervorbringen, so weisen nach Eliade doch alle Formen auf eine zugrunde liegende Einheit der religiösen Phänomene (hier tritt der Einfluß von C. G. Jung und seiner Lehre von den Archetypen deutlich zutage – allerdings spricht Eliade statt vom „Unbewußten“ sehr richtig vom „Überbewußten“).

Nun treibt Eliade keine „Theologie“, er ist vielmehr „verstehender“ Phänomenologe. Es geht ihm hermeneutisch um die Manifestationen des Heiligen. Die sich je darin ausdrückende Religiosität hat sozio-kulturelle Voraussetzungen – weshalb eine Jägerkultur etwa ihre Bilder aus der Tierwelt, eine Ackerbaukultur die ihren

aber aus dem Fruchtbarkeitsgeheimnis von Mensch, Tier oder Pflanze bezieht.

Hochinteressant ist die Feststellung, daß es in allen Religionen in bestimmten Situationen zu exemplarischen Krisen kommt, auf die ein „religiöses Genie“ eine Antwort gibt, die dann ihrerseits exemplarischen Charakter erlangt. So ergibt sich seinerseits eine grundlegende Einheit der religiösen Phänomene, zugleich aber auch eine immer neu hervorbrechende Vielgestaltigkeit von Religionen und ihren Auslegungen. „Das Heilige“ tritt insbesondere in den fundamentalen Lebensakten des Menschen (Geburt, Zeugung und Tod, Arbeit, Ernährung, Fest und Feier) – wenn auch in immer neuen Bildern – in Erscheinung.

Das umfassende Werk Eliades stellt ein Meisterwerk dar, das die Geschichte der Religionen als eine selbständige Wissenschaft verstehen will. Auf dem Hintergrund dieses reichen Materials der Geschichte und Gegenwart muten Theorien, die vom „Ende der Religion“ sprechen, wie Unkenrufe von Ignoranten an. Religion ist ein zutiefst menschliches Phänomen, das so lange bestehen wird, wie es Menschen gibt. *Mircea Eliade: Geschichte der religiösen Ideen. Bd. I: Von der Steinzeit bis zu den Mysterien von Eleusis, Freiburg (Herder) 1978, 434 Seiten, Subskriptionspreis DM 69,-. Bd. II: Von Gautama Buddha bis zu den Anfängen des Christentums, Freiburg 1980, 464 Seiten, Subskriptionspreis DM 76,-.*

Norbert Martin

ERASMUS VON ROTTERDAM (1469 bis 1536), der „Fürst der Humanisten“, ist eine vielumstrittene Gestalt. Unbestritten ist dabei aber, daß er einer der großen geistigen Anreger seines Jahrhunderts war. Seine Wirkung reicht durchaus bis in unsere Zeit, ja es scheint, daß er in der Gegenwart neue Aktualität gewinnt. Ohne Zweifel sind grundlegende Fragen, die sich ihm stellten, in der Kirche von heute zu neuer Beantwortung aufgestanden. Auch wir leben heute wie er damals in einer Zeit der Wende, mit allen Chancen und Gefahren, die gewöhnlich damit verbunden sind. Stellt erasmischer Geist in dieser Situation eine brauchbare Hilfe dar?

Eine erste gute Bekanntschaft mit Erasmus in dieser Hinsicht vermag ein verhältnismäßig schmales Bändchen zu vermitteln, das der Bochumer Pastoraltheologe Prof. Rudolf Padberg in der Reihe des Paderborner Johann-Adam-Möhler-Instituts „Oecumenismus Spiritualis“ herausgebracht hat. Den zentralen Teil des

Bändchens bilden Texte des Erasmus selbst, die uns einen Einblick in die christliche Tiefe seiner Persönlichkeit, in seine Spiritualität, eröffnen, in der Padberg mit Recht den Quellgrund der reformatorischen Anstrengungen des Rotterdammers sieht. Diese Texte sind verschiedenen Schriften des Erasmus entnommen, so dem berühmten „Handbüchlein des christlichen Streiters“, den Einleitungsschriften zu der nicht weniger berühmten Ausgabe des Neuen Testaments, dem umfangreichen Corpus der Briefe des Erasmus und schließlich den von ihm verfaßten Gebeten.

In den Texten tritt uns ein Erasmus entgegen, dem man echte und lebendige christliche Frömmigkeit bescheinigen muß, die nicht nur Moralismus, sondern Gebundenheit an Christus und Leben aus der Gnade Christi ist. Überraschend frisch sind noch immer die vorgestellten Gebete. Sie verbinden klare biblische und dogmatische Orientierung mit konkreter Lebensnähe.

Den ausgewählten Texten läßt Padberg eine Einleitung vorangehen, die seine ausgezeichnete Vertrautheit mit Person, Werk und Welt des

Erasmus bekundet. Außerdem versieht er jeden Text mit einem sachkundigen Kommentar. Den Abschluß bildet ein Kapitel über das Programm der erasmischen Erneuerung, dessen Verwirklichung freilich durch die ungleich revolutionärrere Wirksamkeit eines anderen und andersgerichteten Theologen seiner Zeit, Martin Luthers, vereitelt wurde. Doch meint Padberg sagen zu dürfen, daß es sich trotz des großen zeitlichen Abstandes heute noch lohne, „die Ideen des Rotterdammers neu zu bedenken, vielleicht sogar sie mit den Reformgedanken unserer Stunde in Verbindung zu stellen“ (S. 120). Aus der Sicht Schönstatts ist anzumerken, daß Erasmus auch in diesen Texten als einer der entscheidenden Wegbereiter einer modernen christlichen Laienfrömmigkeit in der Welt, der ‚Werktagsheiligkeit‘ in der Sprache Pater Kentenichs, sichtbar wird.

*Rudolf Padberg, Erasmus von Rotterdam. Seine Spiritualität Grundlage seines Programms (Oecumenismus Spiritualis II), Paderborn 1979: Verlag der Bonifacius-Druckerei, 124 S., kt., DM 14,-.*

E. Monnerjahn